



1802  
2nd 1834

Erzählungen  
und  
belehrende  
**Unterhaltungen**

aus der

Länder- und Völkerkunde, aus der Naturgeschichte,  
Physik und Technologie.

---

Ein  
Geschenk für die Jugend,  
von  
**Leopold Chimant.**

---

Mit vier Kupfern.  
Dritte verbesserte und sehr vermehrte Auflage.

---

**München, 1834.**  
Bei Jakob **Giel.**  
(Original-Ausgabe.)



RBR  
Jantz  
#662

## Vorrede zur ersten Auflage.

Der Titel dieser Schrift zeigt die Tendenz derselben an. Ich habe Kinder vor Augen, die schon über eilf Jahre alt sind, und die Kenntnisse dieses Alters inne haben. Dieses sage ich in Rücksicht der Sprache und der Wahl der Gegenstände. Ich wünsche Kindern dieses Alters Lust zur Naturlehre, zur Länder- und Völkerkunde, zur Naturgeschichte und zur Technologie durch diese Schrift einzusflößen, und zugleich durch die Geschichten die Leselust der Jugend mehr zu reizen. Sind diese Aufsätze, von denen viele originel, andere aus guten Schriften entlehnt, und nach meinem Zwecke umgearbeitet sind, nach dem Urtheile bewährter Richter hierzu geeignet, so fühle ich mich für meine Arbeit belohnt, und ich werde die Idee, die ich schon lange habe, realisiren, und eine Lese-Bibliothek für die Jugend schreiben, in welcher obengenannte Gegenstände hauptsächlich bearbeitet werden sollen. \*)

Wien am 20. November 1808.

Der Verfasser.

\*) Durch die Herausgabe des Vaterländischen Jugendfreundes (Wien 1814. zweyte Auflage 1827. bey Anton Doll), und der Vaterländischen Unterhaltungen VI Th. (Wien 1815 bey Anton Doll), und der Vaterländischen Merkwürdigkeiten VI Theile, habe ich dieses mein Versprechen erfüllt.

---

## Vorrede zur zweyten Auflage.

---

Jugendfreunde und gelehrte Zeitschriften haben kein ungünstiges Urtheil über diese Schrift gefällt. Diese Rücksicht suchte ich bey der zweyten Auflage dadurch mehr zu verdienen, daß ich überall, wo ich es nöthig fand, Verbesserungen anbrachte, und Zusätze beyfügte. Daher kann ich sie mit Recht eine verbesserte Ausgabe nennen.

Von der Erzählung: Der gebesserte Räuber, angefangen, sind die folgenden Lesestücke neu dazu gekommen, und ich glaube, daß diese Vermehrung des Inhaltes meinen geehrten Lesern willkommen seyn wird.

Ich wünsche dieser Auflage eben die gute Aufnahme, deren sich die erste erfreuet hat, und ich werde das Zutrauen, welches man dieser meiner Schrift schenkt, als eine Aufmunterung ansehen, noch länger die von meinen Berufsgeschäften freye Zeit zur Belehrung und Unterhaltung der mir so theuern Jugend zu verwenden. Gebe der Himmel, daß ich ihr noch länger nützlich seyn kann!

Wien am 26. März 1815.

Der Verfasser.

---

## Der bestrafte Undank.

---

Thomas Jackson war der Sohn eines reichen Kaufmannes in London. Er hatte Anlage und Fleiß, und machte in den Wissenschaften seines Alters und Standes so gute Fortschritte, daß Lehrer und Aeltern mit ihm sehr wohl zufrieden waren.

Aber manchen Fehler äußerte er, der seinen Aeltern oft Herzenleid machte. Er war mißgünstig und habfüchtig, und übervortheilte seine Geschwister bey jeder Gelegenheit. Er hatte eine rauhe Gemüthsart und war für Mitleid nicht empfänglich. Er zeigte nirgends ein empfindsames Herz, aber oft Schadenfreude. Jene freundliche Gutmüthigkeit, welche die Kinder so liebenswürdig macht, war ihm fremd; er neckte gern Thiere und Menschen, und lachte bey ihren Schmerzen. Die Hunde und Katzen zog er, als er noch ein kleiner Knabe war, bey den Ohren und dem Schwänze, und lachte, wenn sie kläglich schrien. Wo er einem Thiere einen Hieb oder Wurf versetzen konnte, da that er es mit Lust. Die Vögel rupfte er lebendig, den Fliegen und Käfern riß er die Füße, einen nach dem andern aus, und quälte sie zu todt. War das nicht lieblos und grausam? Welches gute Kind würde sich so etwas erlauben? Wo er seinem Bruder und seiner Schwester einen Bubenstreich spielen konnte, da that er es gewiß, und lachte, wenn diese weinten. Konnte er von diesen oder von seinen Mitschülern einen

Fehler auffinden, so zeigte er ihn den Aeltern oder Lehrern an, und hatte heimlich eine herzliche Freude, wenn diese derb ausgezankt oder gestraft wurden. Die Armen wies er hartherzig ab, und nie konnte ein Unglücklicher Almosen von seinem Taschengelde erhalten. Mit den Dienstleuten ging er hart um, forderte jeden Dienst mit Ungestüm von ihnen, und half ihnen zu einem Verweise, wo er konnte. Bey Zank, Schlägereyen und Raufhändeln fand er sich gern ein, und suchte Gelegenheit und Veranlassung dazu. Die Schlachtbank des Metzgers war für ihn ein Belustigungsort, und wenn ein Soldat mit dem Stocke oder mit Gassenlaufen abgestraft wurde, so mußte er dabey seyn. Seine Aeltern merkten zwar diese Fehler oft an ihm, und weil sie mit Kummer einfahen, wohin diese bösen Neigungen führen werden, verwiesen sie ihm dieselben; aber meistens wußte er sich so zu beschönigen, als ob er noch so weichherzig und mitleidig wäre. Der Knabe war auch ein Heuchler; und an einem Heuchler sind die Fehler so schwer zu verbessern, als ein Kranker geheilt werden kann, der sein Uebel verbirgt, und sich gesund stellt.

So wuchs nun Thomas Jackson heran. Er wurde geschickt, aber hartherzig und fast grausam. Sein Vater fing nun an, mit ihm ernster zu werden, und machte ihm oft die bittersten Vorwürfe. Dieses war dem Knaben, der nach Ungebundenheit strebte, zuwider. Um nicht mehr unter der strengen Aufsicht seines Vaters zu stehen, entschloß sich Thomas Jackson in seinem siebenzehnten Jahre, mit einem Schiffe, welches man eben ausrüstete, nach West-Indien zu gehen, und bath seinen Vater um die Erlaubniß hierzu. Dieser glaubte, daß die große Reise und die Erfahrungen auf derselben, unter fremden Menschen eine erwünschte Aenderung in ihm hervorbringen, und das



Ungemach, das er dabey vielleicht würde leiden müssen, ihn zur Besinnung führen, und geschmeidiger, gefühlvoller und mitleidiger gegen das Elend anderer Menschen machen könnten, und gab seine Einwilligung. Er versah ihn mit allem Nothwendigen auf die Reise, und gab ihm eine Summe Geldes mit, um Waaren in West-Indien einzukaufen.

Das Schiff segelte ab, und nach einer langen und sehr beschwerlichen Fahrt erblickten die Schiffer das feste Land von Amerika, und ankerten in einer kleinen Bay, von wo aus der Capitän des Schiffes ein Both mit Matrosen ans Land schickte, um Wasser und Lebensmittel zu hohlen, woran das Schiff Noth litt. Jackson sprang mit Vergnügen ins Both, und war voll Freude, daß er wieder festes Land betreten konnte. Er streifte mit seinen Gefährten herum, um Wasser zu suchen. Sie entdeckten bald eine Quelle, und kehrten wieder zum Bothe zurück, um Wasserbehälter zu hohlen. Jackson blieb bei der Quelle allein zurück. Während die andern beym Bothe waren, machte Jackson einen Spaziergang in den Wald. Er ergötzte sich ungemein an den schönen Bäumen, dergleichen er nie gesehen, und an dem herrlichen Gesange der fremden Vögel, das er noch nie gehört hatte, und entfernte sich weit von der Quelle, ohne daß er es merkte. Erst bey der nahen Dämmerung kehrte er wieder um. Aber es wurde schon dunkel, und er war noch nicht bey der Quelle, von der er nur eine Stunde Weges entfernt zu seyn glaubte. Es wurde allmählig finster, und Jackson irrte noch herum. Jetzt merkte er erst, daß er den Rückweg müsse verfehlt haben. Es wurde ihm angst und bange; bey dem mindesten Geräusche befürchtete er, daß ein Raubthier oder ein Wilder auf ihn losgehe. So irrte er bis Mitternacht her-

um, und statt näher zu der Quelle oder an das Gestade zu kommen, entfernte er sich immer mehr von derselben, und gerieh tiefer in den Wald. Kraftlos sank er zur Erde nieder, seine Füße konnten ihn kaum mehr tragen. Er beschloß auf einen Baum zu klettern, um vor wilden Thieren sicher zu seyn, und da die Nacht zuzubringen. Des andern Tages machte er sich mit Sonnenaufgange auf die Beine, um die Quelle zu suchen, aber umsonst; kein Ausgang aus dem Walde war zu finden, er verirrte nur immer tiefer in denselben. So streifte er drey ganze Tage herum, aber immer fruchtlos, er konnte nicht aus dem Walde herausfinden. Sein Mundvorrath, den er in den Taschen hatte, war schon lange aufgezehrt, einige reife Zitronen hatte er von ungefähr gefunden, an denen er sich erquickte. Nun war seine Lage die schrecklichste von der Welt. Entweder, dachte Jackson, werde ich vor Hunger hier sterben, oder von wilden Thieren zerrissen werden, oder den grausamen Wilden, welche vielleicht diese Insel bewohnen, in die Hände fallen. Er sah gar keine Hoffnung mehr, sich zu retten. Häufige Thränen stürzten aus seinen Augen; abgemattet sank er ins Gras hin, und hob bittend seine Hände gen Himmel. Dieses Gefühl der Abhängigkeit von Gott, von dem ihm in seiner verzweifeltsten Lage nur Hülfe kommen konnte, war die erste Regung zum Guten. Hätte er derselben nur gefolgt, so wäre er nicht ein vollendeter Bösewicht geworden. —

Die Matrosen hatten ihn indessen zwey Tage lang gesucht, und ihm durch Flintenschüsse Zeichen gegeben. Auch Kanonen wurden auf dem Schiffe abgefeuert, um ihm anzuzeigen, in welche Gegend er seinen Weg zu richten habe, und da gar keine Spur von ihm zu finden war, glaubte man, daß er von einem Raubthiere zerrissen, oder von

den Wilden getödtet worden sey. Man suchte ihn auch noch am dritten Tage mit aller Sorgfalt; da man aber nichts von ihm entdecken konnte, kehrten alle ins Both, und mit demselben zum Schiffe zurück. Am vierten Tage wurden die Anker gelichtet, und das Schiff segelte weiter.

Jackson war indessen ganz entkräftet eingeschlafen; bald aber wurde er durch ein Geräusch aufgeweckt. Als er die Augen aufschlug, und sich mühsam aufrichtete, stand eine weibliche Gestalt vor ihm. Jackson erblaßte, er wollte aufstehen und fliehen, aber sein matter Körper hatte nicht Kräfte dazu. Ihr Blick war anmuthig und liebreich, und ihre Miene zeigte Verwunderung. Jackson suchte durch traurige Gebärden ihre Theilnahme zu erregen. Die Indianerin verstand ihn. Sie gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er ihr folgen sollte. Er wollte aufstehen, sank aber vor Mattigkeit wieder nieder. Da eilte sie fort, und kam bald mit Früchten in einem Korbe und mit Wasser in einem Gefäße zurück, die sie vor ihn hinstellte, und ihm andeutete, daß er davon essen und trinken sollte. Jackson faßte Muth, er genoß davon, und fand sich gestärkt. Sie deutete ihm wieder an, daß er ihr folgen sollte. Er versuchte es, ging eine Strecke mit ihr fort, ruhte wieder aus, ging wieder eine Weile, und kam endlich mit seiner Begleiterinn zu einem indianischen Dorfe, welches aus offenen Hütten bestand, die mit Palmzweigen gedeckt waren. Da liefen die Indianer in der Menge herbey, gafften den Fremdling an, liefen zurück, und führten noch mehrere mit sich her. Jackson zitterte an allen Gliedern, und befürchtete nun mit jedem Augenblicke, daß man ihn tödten würde. Endlich erschien ein wohlgestalteter, ansehnlicher Indianer, der sich durch verschiedene Zierrathen vor den übrigen auszeichnete. Es war der Juka, Vorsteher

des Dorfes. Ehrerbietig traten alle auf die Seite. Ihn redete die Indianerin, die seine Gemahlin war, an, erzählte ihm, wie sie Jackson gefunden habe, und wie er mit ihr hierher gekommen sey. Sie bath um Schutz für ihn, und der Inka willigte in ihr Begehren. Er führte ihn in seine Hütte, und setzte ihm Früchte vor. Jackson wurde beherzt, er aß, und gab dem Inka durch Zeichen seine Dankbarkeit zu verstehen. Der Inka gewann in der Folge den Jackson lieb, und erwies ihm viele Freundschaft, und dieser gab sich alle Mühe, dem guten Inka und seiner Gemahlinn durch verschiedene Dienste recht gefällig zu seyn.

So lebte nun Jackson einige Jahre unter den Indianern auf dieser Insel. Er ging mit ihnen auf die Jagd und auf den Fischfang aus, that sich manches Mal durch Geschicklichkeit unter denselben hervor, und lernte ihre Sprache bald so gut, daß er mit ihnen sprechen konnte. Da erzählte er ihnen oft von den großen Städten in seinem Vaterlande, von den prächtigen Häusern, in denen seine Landesleute wohnen, von den schönen Kleidern, die sie tragen, von den ausgesuchtesten Speisen und Getränken, die sie dort genießen; er erzählte, daß man dort von großen Thieren in Kutschen gezogen werde, in großen Häusern über das Meer schiffe, und andere derley Dinge, welche die Indianer mit größter Aufmerksamkeit anhörten, aber kaum halb begriffen. Aber wie oft seufzte er dabey, und dachte: Wenn ich nur mein liebes Vaterland, meine Aeltern, Geschwister und Verwandte noch einmal sehen könnte! O, könnte ich nur einmal, sagte er oft bey sich selbst, meine lieben Aeltern, denen ich so viel Herzenleid machte, und meine lieben Brüder und Schwestern, denen ich so manchen bösen Streich spielte, an mein Herz drücken, und

um Vergebung meiner Beleidigungen bitten! Er ließ diesen Wunsch oft laut hören, und Thränen stürzten ihm dabey aus den Augen. Sollte man nach diesen Aeußerungen nicht glauben, daß Jackson schon gebessert sey. Vielleicht, sagte da der gutmüthige Inka, kommt einmal ein so großes Haus mit deinen Landsleuten an unsere Insel, das dich zurückführen kann. Aber dieser gute Wunsch blieb noch lange unerfüllt.

Der Inka hatte zwei Kinder, einen Knaben von zwölf, und ein Mädchen von zehn Jahren; beide waren munter und gutmüthig. Jackson war viel mit ihnen; er liebte sie, erzählte ihnen viel von seinem Vaterlande, und wußte die Kinder so an sich zu ziehen, daß sie außer ihren Aeltern bey niemanden lieber als bey ihm waren. Sie brachten ihm die besten Cocus-Nüsse, die schönsten Muscheln, Perlen, Steine, und die prächtigsten Federn, die sie fanden, und maches Gold und Silberkörnchen, das sie zum Geschenke erhielten. Jackson lehrte sie dafür manche tändelnde Spiele seines Vaterlandes; er lehrte sie Körbe flechten und Netze stricken, welches den kleinen keine geringe Unterhaltung machte. Sie gingen mit ihm, Früchte zu sammeln, sie begleiteten ihn auf die Jagd und auf den Fischfang, und machten mit ihm manche kleine Reise durch die Insel, wo Jackson mit Vergnügen entdeckte, daß sie reich an Gold sey, welches sehr leicht aus dem Goldsande der Flüsse, die aus den Bergen hervorquellten, zu erkennen war.

Eines Morgens war Jackson wieder mit beyden Kindern an das Meer gegangen, um Fische zu fangen. Er entdeckte in der Ferne auf dem Meere einen Punct, der sich zu vergrößern schien. O, wie hüpfte ihm das Herz vor Freude, da er dachte, daß es wohl ein europäisches Schiff

seyn könnte. Er verwendete kein Auge davon. Bald sah er, daß er sich nicht geirret hatte. Ein sanfter Wind trieb ein großes Schiff immer näher an die Küste. Als Jackson glaubte, daß er vom Schiffe aus bemerkt werden konnte, machte er allerley Zeichen, um anzuzeigen, daß ein Unglücklicher hier auf Hülfe warte. Bald sah er ein Both ausgehen, welches gegen die Küste zuruderte.

Jackson hüpfte vor Freude, als er die Matrosen ans Land steigen sah, und hörte, daß das Schiff ein Englisches sey. Brüderlich umarmte er seine Landesleute, und bath sie, ihn ins Schiff zu nehmen. Von den Bothsleuten erfuhr er, daß das Schiff mit Negern beladen sey, die auf der Küste von Guinea aufgekauft worden waren, und daß es nach Barbados, einer von den Antillen, segle, wo häufig Zuckerrohr gepflanzt wird, wozu diese unglücklichen Afrikaner sollten verwendet werden. Sie erzählten, daß sie zwei Tage und Nächte Sturm gehabt, und hierher verschlagen worden sind. Sie wollten einige Tage hier bleiben, um die Masten auszubessern und Wasfer einzunehmen.

Die zwey Kinder des Juka staunten mit neugierigen Augen diese Leute an, und wußten nicht, was sie von Jacksons seltenen Gebärden denken sollten; noch mehr aber verwunderten sie sich über das Both, und über das große Schiff, welches in der Entfernung vor Anker lag. Jackson bath die Matrosen um einige Kleinigkeiten zu Geschenken für die Kinder, und erhielt Glasperlen, ein Paar Messer, und einige Stückchen rothes Tuch, welches den Kindern eine sehr große Freude machte.

Jackson unterhielt sich lange Zeit mit seinen Landesleuten, und erfuhr auch von ihnen, welchen großen Gewinn sie von dem Verkaufe der Neger zu ziehen hofften,

und wie viel reicher sie in ihr Vaterland zurückkehren würden. Da erwachte in dem Herzen des unglücklichen, noch nicht gebesserten Jünglings die schändliche Habsucht, zu der er von jeher großen Hang gehabt hatte, und er faßte einen Entschluß, der eben so grausam als schändlich war. So unvertilgbar ist oft ein böser Hang, den man in der ersten Jugend zu sehr genährt hat. Der niederträchtige Jackson, der doch durch die ausgestandenen Leiden und die Wohlthaten, die er von den ungebildeten Inselbewohnern empfangen hatte, hätte gebessert und dankbar gegen seine Gastfreunde seyn sollen, beschloß, die zwey Kinder des Inka, die ihm sehr zugethan waren, kurz vor der Abfahrt ins Schiff zu locken, und als Sclaven in Barbados zu verkaufen.

Er zeigte nun den Bothsleuten den Ort an, wo sie Bauholz und Wasser finden konnten, und fuhr mit ihnen ins Schiff zurück, um dem Capitän desselben genaue Nachricht von der Insel zu geben, und von ihm die Erlaubniß zu erwirken, daß er nach Barbados mitgenommen würde. Der Capitän war über diese Nachricht erfreut. Jackson sagte ihm zugleich mit gewohnter Schlaueit, daß ihn der Inka der Insel sehr liebte, und daß dieser, da er ihm von seinem Vaterlande erzählt hatte, oft gewünscht hätte, daß seine Kinder dieses Land sähen. Er bäthe ihn also, auch diese zwey ins Schiff aufzunehmen, wenn der Inka noch so entschlossen wäre. Der Capitän glaubte diese bestrüglichen Worte und willigte ein.

Indessen ging Jackson wieder ans Land zurück, und gab den Insulanern Nachricht, daß ein Schiff mit seinen Landesleuten angekommen sey, und zeigte die Geschenke, welche die beyden Kinder erhalten hatten.

Diese kamen scharenweise herbey, brachten Früchte und erhielten dafür von den Engländern allerley Kleinigkeiten, woran sie großes Vergnügen hatten. Jackson erklärte nun dem Inka, daß er ihn nach einigen Tagen verlassen würde. Der Inka war traurig, noch mehr aber seine Kinder; doch wollte ihn niemand von seinem Entschlusse abbringen. Der schlaue Jackson stellte sich äußerst betrübt, wenn er von dem Abschiede sprach, heimlich aber machte er alle Anstalten sein böses Vorhaben auszuführen. Er setzte seine Abreise absichtlich um einige Tage später an, nahm einige Male die Kinder ins Schiff mit, ließ ihnen verschiedene Kleinigkeiten, die ihnen Vergnügen machten, schenken, um sie mehr anzureizen, öfters und unbesorgt an Bord zu kommen. Heimlich aber suchte er, was er an Muscheln, Perlen, Goldkörnern und dergleichen hatte, zusammen, und brachte es an Bord.

Der Tag der Abreise war da. Ohne den guten Aeltern ein Wort zu sagen, lockte Jackson die beyden Kinder unter dem Vorwande, daß sie schöne Geschenke bekommen würden, an Bord, und wußte sie mit verschiedenen Gegenständen, die sie noch nie gesehen hatten, so lange zu beschäftigen, bis die Anker gelichtet waren, und ein frischer Wind das Schiff weit von der Küste getrieben hatte. Beyde erschrocken, als sie gewahr wurden, daß das Schiff sich immer weiter von der Insel entfernte. Der schlaue Jackson aber versicherte sie, daß sie nur um die Insel segelten, und bald wieder an der Küste seyn würden.

Anfangs waren beyde beruhigt. Als aber die Nacht anbrach, und sie noch nicht an der Insel waren, fingen beyde zu weinen an. Niemand als Jackson konnte sie in ihrer Sprache verstehen. Fast die ganze Nacht jammereten sie, und kein Schlaf kam in ihre Augen. Widrige



Winde hielten das Schiff mehrere Tage nacheinander auf, und verspäteten die Ankunft auf Barbados. Die Traurigkeit der Kinder nahm mit jedem Tage zu; von gekochten Speisen wollten sie nicht essen, und die Früchte waren bald aufgezehrt. Jackson gab sich alle Mühe, sie zu beruhigen, aber umsonst. Das Mädchen befand sich schon am dritten Tage übel, sie nahm weder Speise noch Trank zu sich, und am sechsten Tage starb sie.

Nun war der Bruder gar nicht mehr zu trösten. An dem nämlichen Tage des Abends entstand ein heftiger Sturm, und das Schiff war alle Augenblicke in Gefahr, zu Grunde zu gehen. Todesangst war auf dem Gesichte eines jeden zu lesen. Schreckliche Gewissensbisse marterten Jackson. Die göttliche Strafe, dachte er bey sich, geht mir nun auf dem Fuße nach. Ich bin an dem Tode des guten Mädchens Schuld, sagte er, — strenge straft mich dafür die göttliche Gerechtigkeit. Er lief zu dem Knaben, fand ihn ganz außer sich vor Schrecken, umarmte ihn, bath ihn um Vergebung, und versprach ihm, daß er ihn gewiß zu seinen Landesleuten wieder zurückbringen würde. O wie freute sich da der gute Knabe mitten im Angstgeschrey der Matrosen. — Allmählig legte sich der Sturm, der heitere Himmel machte den Seefahrern gute Hoffnung zu einer glücklichen Reise, und das ganze Schiffsvolk erhob ein munteres Freudengeschrey. Jackson freute sich mit den übrigen, und — bald vergaß er auch der guten Vorsätze, als er keine Gefahr weiter befürchtete. Wie oft fragte ihn der gute Knabe: Wann werden wir bey unserer Insel anlanden, wann werde ich meinen guten Vater, meine liebe Mutter wieder sehen? und die schlaue Antwort Jacksons, daß sie in wenigen Tagen dort seyn würden, konnte ihn nicht mehr beruhigen. Er weinte Tag und Nacht, war

nicht mehr zu trösten, erkrankte, und starb zehn Tage nach seiner Schwester.

Indessen waren der Inka und seine Frau über den Verlust ihrer Kinder äußerst betrübt. Man suchte sie auf der Insel zwei ganze Tage, und da man gar keine Spur von ihnen entdecken konnte, vermuthete man mit Recht, daß sie von dem europäischen Schiffe mit fort geführt worden seyen. Da war eine allgemeine Trauer und ein Jammergeschrey wie aus einem Munde auf der ganzen Insel. Jedermann beklagte den Verlust zweier Kinder, die ihren Aeltern an Herzensgüte so ähnlich waren. Jeder erwünschte, daß Jackson je die Insel betreten habe. Sie konnten nicht begreifen, wie ein Mensch, der in der größten Noth freundschaftliche Hülfe und Aufnahme gefunden hatte, so undankbar an seinen Wohlthätern habe handeln können, und sie schwuren bey der Sonne und den Gestirnen, jeden Weißen, der je die Insel betreten würde, zu vertilgen.

Das Schiff langte glücklich in Barbados an. Da Jackson seinen unzähligen Gewinn, den er von den zwei unglücklichen Kindern zu ziehen hoffte, durch den Tod derselben verloren hatte, und auf Barbados weiter nichts zu suchen hatte, so reifete er mit dem ersten Schiffe nach England zurück. Wie sehr waren seine Aeltern über die Ankunft ihres Sohnes erfreuet, den sie schon so lange für verloren hielten. Aber hätte ihn nur auch die lange Abwesenheit gebessert, ihn gefühlvoller und menschenfreundlicher gemacht! Sein Herz war durch die letzte grausame That nur noch mehr verwildert, und wenn ihm sein Gewissen noch manches Mal Vorwürfe darüber machte, so suchte er sie durch den Gedanken zu unterdrücken, daß die entführten Kinder nur Wilde waren; da sie doch nach un-

ferer Ueberzeugung eine eben so liebevolle und menschenfreundliche Behandlung verdienen, als jeder andere Mensch, der Gottes Erde bewohnt, wessen Landes und wessen Religion er auch immer seyn möge.

Unterdessen wußte Jackson so viel von der Insel, auf der er gelebt hatte, zu erzählen, und die Schätze an Gold und Edelsteinen, die sich auf derselben befinden sollen, so sehr hervor zu streichen, daß eine Gesellschaft beschloß, ein Schiff dorthin zu senden, um diese Schätze gegen andere Waaren einzutauschen. Jackson both sich an, mit dem Schiffe dorthin zu reisen, und man versprach sich von ihm, weil er die Landessprache konnte, großen Vortheil. Das Schiff segelte ab, und landete ohne besondere Zufälle nach einer glücklichen Reise bei der Insel. Kaum erblickten die Insulaner das Schiff, so gaben sie dem Inka Nachricht davon. Dieser versammelte in der Eile alle streitbaren Männer, um die Europäer, wenn sie das Land betreten sollten, mit Gewalt zu verjagen. Jackson war indessen mit einer Anzahl Leute aus dem Schiffe ans Land gestiegen. Er traf bald einen kleinen Trupp bewaffneter Wilden an. Er rief sie an, bath sie um Früchte, und versprach ihnen allerley Kleinigkeiten zum Geschenke. Diese aber, ohne eine Antwort zu geben, schoßen ihre Pfeile ab, und liefen eiligst davon. Jackson ließ sich dadurch nicht irre machen; er drang mit seinen Leuten weiter vor, und zeigte ihnen die Goldminen, die er während seines Aufenthaltes auf dieser Insel entdeckt hatte. Auf einmal sahen sie sich von einem Haufen wilder Insulaner umgeben, die ein gräßliches Kriegsgeschrey erhoben, und wie wüthend über die Engländer herstürzten. Diese griffen zu den Waffen, aber ihre Zahl war zu gering. Sie werden zerstreut,

mehrere blieben todt auf dem Plage, die übrigen entflohen gegen die Küste, ohne daß ihnen die Wilden heftig nachsetzten. Nur auf Jackson, den sie bald erkannten, war ihr Augenmerk gerichtet. Er fiel lebendig in die Hände der erzürnten Insulaner. Nun schien es, als wenn jeder einzelne Indianer die an den Kindern des Inka verübte Frevelthat an Jackson rächen wollte, und des Inka Zuruf konnte die wüthenden Wilden nicht abhalten. Jackson wurde auf die unmenschlichste Weise gemißhandelt, bis er unter den gräßlichsten Martern seinen Geist aufgab. Auf diese Art bestrafte die göttliche Gerechtigkeit ein Verbrechen, vor dem jedes gefühlvolle Herz zurückschaudert.

---

## B r a s i l i e n .

---

Die große Landschaft, jetzt ein Kaiserreich im südlichen Amerika, ist in der neuesten Zeitgeschichte sehr merkwürdig geworden. Um Napoleons Nachstellungen, der alle Throne in Europa umzustürzen drohete, zu entgehen, verlegte der Kronprinz-Regent von Portugal seine Residenz von Lissabon nach Rio Janeiro in Brasilien. Er schiffte sich im November 1807 mit seiner ganzen Familie ein, und kam nebst 11,000 ausgewanderten Portugiesen, worunter sich Handwerker und Künstler aller Art befanden, dann mit 15,000 Mann Truppen und seiner ganzen Flotte glücklich im Februar 1808 unter englischer Bedeckung in Brasilien an. Dadurch bekam diese Provinz, die man ein wahres Paradies nennen kann, ein neues Leben; die Bevölkerung nahm ansehnlich zu, Künste und

Gewerbe wurden einheimisch, und Fabrikate, die man nur aus Europa erhalten konnte, werden jetzt in Menge erzeugt, so daß durch die Residenz des Kronprinz-Regenten gleichsam eine neue Welt dort entstanden ist, da es vorher an Bildung, an Aufmunterung zu Künsten und Gewerben immer gefehlt hatte.

Brasilien, oder das portugiesische Südamerika hat von *Brazas* (Feuergluth) seinen Namen. Es wächst nämlich hier ein Baum, welcher ein Holz hat, welches eine glühend rothe Farbe gibt. Peter Alvarez Cabral entdeckte dieses Land zuerst im Jahre 1500, und nannte es *Santa Cruz* (heiliges Kreuz); König Emanuel von Portugal aber vertauschte diesen frommen Namen mit jenem von Brasilien. Vor der Entdeckung durch die Europäer war das Land von Indianern bewohnt, die *Lupinambuer* und *Tamoyoer* hießen. Diese Ureinwohner sind noch jetzt roh und unwissend. Es wohnen aber in Brasilien auch viele europäische Portugiesen, dann Creolen, d. i., solche, die von portugiesischen Aeltern in Brasilien geboren sind, dann Mestizen, d. i., die von gemischter portugiesischer und brasilischer Herkunft sind, wo z. B. der Vater ein Portugiese, und die Mutter eine Brasilianerin, oder der Vater ein Brasilianer und die Mutter eine Europäerin ist. Auch Negerclaven gibt es sehr viele in diesem Lande.

Dieses schöne und fruchtbare Kaiserreich dehnt sich auf 140,625 Geviertmeilen aus; aber nur bei 1800 Geviertmeilen sind angebaut. Der Boden ist großen Theils sehr fruchtbar, im Inneren mit undurchdringlichen Waldungen bewachsen und von Seen durchschnitten, und wäre

dieses Land immer von betriebsamen und fleißigen Menschen bewohnt gewesen, so müßte es eines der gesegnetsten in der Welt seyn. Seitdem die königliche Regierung von Lissabon ihren Sitz nach Rio Janeiro verlegt hat, sind der Ackerbau, die Gewerbe und der Handel in Aufnahme gekommen.

Im Innern des Landes ist bisher noch Vieles ganz unbekannt; die Ureinwohner sind noch ganz uncultivirt; es leben hier noch viele Brasilier, ohne die geringste Kenntniß von der christlichen Religion, während in den Provinzen die katholische die herrschende ist. Beiläufig vier Millionen Menschen bewohnen dieses Land. Es bringt hauptsächlich Reis, Pomeranzen, Zitronen, Kakao, Baumwolle, Safran, Taback, Ambra, Balsam, Ingwer, Vanille, Indigo, Kaffee, Zucker, Brasilienholz oder Fernambuck, Schiffsbauholz, Mais und Korn hervor. Die Bergwerke liefern: Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Zinn, Blei, Spießglas, Schwefel, Quarz, Alaun und Edelsteine, hauptsächlich Topasen. Gold wird von den Negerclaven auf dem Grunde der Flüsse und in Gräben, wo sich Regenwasser gesammelt hat, gesucht. Wie Reisende versichern, soll man Diamanten, Topasen und Amethyste auf der Oberfläche der Erde finden, die jedoch nicht von bedeutender Größe und auch von geringerem Werthe als die ostindischen Diamanten sind. Der brasilianische Handel ist sehr wichtig, und Portugal zog von diesem Lande jährlich  $4\frac{1}{2}$  Millionen Thaler reine Einkünfte. Um 12 Millionen Thaler wurde jährlich an Gold allein nach Europa verführt, wofür meistens Fabrikate eingetauscht wurden. Da aber diese jetzt in Brasilien selbst erzeugt werden, so bleiben die Schätze an Gold auch meistens dort, und ihr Abgang ist in ganz Europa fühlbar.

Im Jahre 1806 holte Portugal noch für 25 Millionen Thaler Erzeugnisse aus Brasilien; seither kaum um die Hälfte dieser Summe. Das nördliche Klima ist sehr heiß, die Winde sind hier sehr veränderlich, es regnet oft und stark; dagegen sind die mittägigen Gegenden gemäßigter und gesünder.

Rio Janeiro oder San Sebastian ist die Hauptstadt, und war früher immer der Sitz des Statthalters oder Vicekönigs. Sie ist auf einer Halbinsel in der Bai gleiches Namens herrlich gelegen, besteht aus der eigentlichen Stadt und der seit 1807 erst angelegten Neustadt. Der Kaiser wie auch die obersten Landesbehörden und ein Bischof haben hier ihren Sitz. Die Stadt ist zwar nicht schön angelegt, hat aber in neuerer Zeit Verschönerungen erhalten, und viele neue Paläste sind angelegt worden. Unter den Gebäuden zeichnen sich das kaiserliche Schloß, das Münzhaus, das Zeughaus, der bischöfliche Palast und viele große und schöne Kirchen aus. In den entlegeneren Stadttheilen wohnt die ärmere Klasse, deren Häuser zwar geräumig, aber im Innern so schmutzig, als die Außenseite sind, so, daß man sagen könnte, die Schmutzliebe sey in Brasilien in ihrer Heimath. Statt der Glasfenster haben sie hölzerne schmutzige Gitterladen; der Hausrath besteht aus einem Tische, einem Kasten und einigen Stühlen. Die ärmere Volksklasse, die Soldaten, Mulatten und Neger wohnen auch oft in offenen Hütten, und diese stehen im bunten Gemische neben großen Häusern. Einen Gasthof kannte man vor dreißig Jahren hier noch nicht. Ein Fremder, der hier eine Zeitlang wohnen wollte, mußte ein Haus oder einige Zimmer in demselben miethen und möbliren. Man hatte zwar Speisehäuser, die an einer ausgehängten dreifarbigen Flagge

kennbar waren, auch Kaffeehäuser, aber diese waren nur elende schmutzige Winkel, und was aufgesetzt wurde, war unrein und erregte Ekel. Dieses alles hat sich seit der Anwesenheit des kaiserlichen Hofes sehr zum Vortheile der Stadt geändert; wie auch jetzt mehr Thätigkeit, Gewerbsfleiß und Ordnung in Rio Janeiro herrscht.

Manche gute Einrichtungen sind seit der Anwesenheit des kaiserlichen Hofes in der Stadt gemacht worden, wie auch durch die aus Europa Eingewanderten der Ackerbau und der Gewerbsfleiß in Aufnahme gekommen, und mehr Bildung unter den Eingebornen verbreitet worden ist. Es ist in Rio Janeiro ein großes Hospital, mehrere kleinere, ein Waisenhaus, eine Schule für Aerzte und Wundärzte, eine Militär-Akademie, mehrere Volksschulen, eine kaiserliche Bibliothek, eine Naturalien-Sammlung u. dgl. angelegt worden.

Es haben sich aber bei den Eingebornen noch alte Sitten und Gewohnheiten erhalten. Messer und Gabel brauchen diese bei Tische nicht. Der Brasilier nimmt ein kleines Stück Fleisch zwischen die Finger, theilt es von einander, rollt es mit Gemüse und Brod zusammen, in der Brühe, in dem Oele, in der Fleisch-Sauce herum, nimmt es in die flache Hand, drückt und ballt es wie eine Kugel zusammen, und steckt es in den Mund, und man glaubt am Ende genug gethan zu haben, wenn man vor und nach Tische die Hände wäscht.

Die Männer kleiden sich wie die Portugiesen und Engländer in Europa; bei feierlichen Gelegenheiten aber puzen sie sich mit Spitzenhemden, mit reichgestickten und bestitzerten Westen, mit großen Schuh- und Beinkleiderschnallen von gediegenem Golde, und mit mancherlei Schmuck aus. Der Degen wird nur noch mehr bei Amtsverrichtungen



gen oder während des Gottesdienstes getragen; eben so die aufgeschlagenen Hüte. Sobald der Mann aber wieder nach Hause kommt, wirft er das Gallakleid ab, zieht einen Schlafrock oder eine dünne Jacke an, oder er begnügt sich auch, in kattunenen Nachthosen und im Hemde ohne Mütze und Strümpfe herum zu gehen; bei kalter regnerischer Witterung wirft er bloß einen leichten Mantel oder Schlafrock darüber.

Das gewöhnliche Gewand der Frauzimmer ist ein einfaches Röckchen von Mouffelin oder dünnem Zeuge, das aber oft künstlich gearbeitet und verziert ist. Strümpfe tragen sie sehr selten; in der kühlen Regenzeit ziehen sie eine Art von Pantoffeln an, hüllen sich in eine blaue und weiße, dicke, wollene Decke, oder ziehen einen weiten wollenen Ueberrock, mit Plüsch verbrämt, an, der dem deutschen Kapotrock ähnlich ist. Gehen sie in die Kirche, so werfen sie einen schwarzseidenen langen Mantel um, der bis über den Kopf reicht. Das Haar lassen sie der ganzen Länge nach wachsen, sie flechten es, binden es in einen Knoten auf dem Kopfe zusammen, und zieren es mit Pomade und Tapiokapulver, welches ein Puder ist, das aus Mainohwurzeln bereitet wird. Nur die Frauen und Mädchen aus höheren Ständen kleiden sich europäisch.

Männer und Frauen lassen die Nägel an dem Daumen oder an dem Zeigefinger, auch an beiden zugleich lang wachsen, und spizen sie scharf zu. Man spielt die Guitarre mit diesen Nägeln; die Männer gebrauchen sie, die Fasern von den Tabacksblättern, die sie häufig rauchen, abzulösen. Ein langer Nagel ist aber auch das Zeichen eines hohen Ranges. Sie hindern sehr im Arbeiten, aber wer lange Nägel besitzt, arbeitet bei ihnen nicht, und wer nicht arbeitet, ist nach ihrer Meinung reich, und eben dadurch glücklich.

Zu Rio Janeiro fährt man gewöhnlich in Cariolen, in Bahia aber, der zweiten großen Stadt, wo der Boden sehr ungleich und deswegen schlecht zu befahren ist, findet man in allen Straßen Tragesänften, welche sich dadurch von den Europäischen unterscheiden, daß sie höher, von oben bis unten offen und so gebaut sind, daß man beim Hineinsteigen gleich sitzt. In der Mitte des oberen Theiles der Sänfte ist ein Tragebaum befestiget, der vorn und hinten hervorspringt. Diesen legen zwei Neger auf die Achseln, und tragen so die Sänfte fort. Die obere Decke ist auch reichlich mit Schnitzwerk und Vergoldungen geziert; an den Seiten hängen seidene Vorhänge herab, die mit goldenem und silbernem Laubwerk verbrämt sind. Aus der Pracht und den Verzierungen der Sänfte schließt man auf den Rang und Reichthum desjenigen, der darin getragen wird, so gut, wie man den Europäer nach dem Glanz der Wagen beurtheilet. Die Neger, welche die Sänfte tragen, sind barfuß, mit hellblauen seidenen Jacken, kurzen Pantalonen und rund herumlaufenden Schürzchen darüber, die hellroth eingefasst sind, bekleidet, und der Abstand ihrer schwarzen Gesichter von der schäbigen Kleidung ist drollig. Ein Frauenzimmer vom Range darf in Brasilien durchaus nicht über die Straße gehen, sondern es muß sich in dicht verschlossenen Sänften tragen lassen, oder in sorgfältig bedeckten Cariolen fahren.

Eine der vorzüglichsten Belustigungen der Brasilianer ist der Negertanz, eine Art afrikanischen Tanzes. Wenn man sich bei Gastmahlen satt gegessen und getrunken hat, so läßt man eine Guitarre oder eine Violine herbeibringen, singt und beginnt zu tanzen. Der Negertanz wird von einem Paar allein nach dem einfach leiernden Tone der Guitarre getanzet; wenig werden dabei die Füße bewegt,

mehr der Körper in allerlei lächerlichen unnatürlichen Grimassen. Die Zuschauer singen dazu, was ihnen einfällt, jeder nach seiner Art, und klatschen hoch erfreuet in die Hände.

Brasilien trennte sich am 1. August 1822 förmlich von Portugal, und Don Pedro wurde zum Kaiser ausgerufen. Er bestimmte in der Folge seine Tochter Donna Maria für den Thron Portugals. Am 7. April 1831 entsagte er in Folge eines Aufruhrs der Krone Brasiliens zu Gunsten seines erstgeborenen Sohnes Don Pedro von Alcantara, und verließ Brasilien. Er nahm den Titel: Herzog von Braganza an, und ist jetzt im Kampfe mit seinem Bruder Don Miguel begriffen, um seiner Tochter Donna Maria den Thron Portugals zu sichern.

---

## Das Schießpulver.

---

Seit langer Zeit hat man geglaubt, daß ein Mönch, Berthold Schwarz im Jahre 1354 von ungefähr das Schießpulver erfunden hat. Er soll Salpeter, Schwefel und Kohlen in einem Mörser gestampft haben. Diese Masse soll sich zufälliger Weise entzündet, und einen Stein, womit der Mörser bedeckt war, in die Höhe geworfen haben.

Doch muß die Erfindung des Schießpulvers viel älter seyn. Denn schon lange vor Berthold Schwarz, im zwölften Jahrhunderte wurde es auf dem Harze, in den Bergwerken bei Goslar gebraucht, um das Gestein zu sprengen. Der Rektor Ostertag hat schon vor 50 Jahren gründlich dargethan, und aus einem Briefe des im Jahre 1294 verstorbenen berühmten Physiker Bacon bewiesen, daß diesem schon die Vereitung des Pulvers be-

kannt war, daß er es aus Salpeter, Kohlenstaub und Schwefel zusammen gesetzt und die Wirkungen desselben, dem Donner und Bliß ähnlich, gezeigt habe. Dadurch wird widerlegt, daß Berthold Schwarz der Erfinder sey, der fast hundert Jahre nach ihm gelebt hat. Im Jahre Eintausend zweihundert brauchte es schon der Sohn Heinrich des Löwen, um die Mauern eines Schlosses bei Tyrus zu sprengen. Vom dreizehnten Jahrhunderte an wurde es im Kriege gebraucht, doch Anfangs nur zum Sprengen der Mauern, z. B. im Jahre 1541 bei der Belagerung von Algeziras. Der Gebrauch Kugel und Steine damit in die Ferne zu schießen, scheint in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts aufgekommen zu seyn. Im Jahre 1546 fiel bei Grech eine Schlacht zwischen den Franzosen und Engländern vor, wobei die letzteren eine Art Kanonen brauchten, die damals Donnerbüchsen genannt wurden. Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts brauchte man es zu Minen. Dieß sind unterirdische Gänge, die sich in Kammern endigen, welche mit Pulver gefüllet werden, um alles, was darüber steht, in die Luft zu sprengen. Durch solche Minen haben die Franzosen im Jahre 1810 nach schon geschlossenem Frieden die Befestigungswerke Wiens zerstört. Auch wurden schon im fünfzehnten Jahrhunderte Musketen, Büchsen und Pistolen gebraucht; doch waren sie nicht so vollkommen, wie die unsrigen. In China soll das Schießpulver noch früher als bei den europäischen Nationen bekannt gewesen seyn.

Die Araber kannten das Schießpulver viel früher als Schwarz, und haben es wahrscheinlich von den Chinesern bereiten gelernt. Die Fundgruben des Orients, die von dem berühmten Orientalisten Hofrath von Hammer in Wien herausgegeben werden, beweisen aus einer Hand-

schrift, aus dem dreizehnten Jahrhunderte, daß man damals schon das Pulver im Kriege gebrauchte.

Wenn man die elenden krüppelhaften Invaliden ansieht, und bedenkt, wie viele Menschen durch das Schießgewehr den Tod im Kriege gefunden haben, so könnte man die Erfindung des Schießpulvers verwünschen. Doch sey es meinen jungen Lesern zum Troste gesagt, daß die Kriege vor Erfindung des Schießpulvers noch viel mörderischer gewesen sind. Das Schießpulver nützt uns sehr, um wilde Raubthiere, die den Menschen und Thieren nachstellen, zu erlegen. Die Jagd des Wildprätes, das uns gesunde Nahrung gibt, ist dadurch erleichtert worden; und das Schießpulver wird häufig gebraucht, um große Steinmassen in den Steinbrüchen und in den Flußbeeten und große Holzflöße zu zersprengen, wozu ohne dasselbe eine lange mühsame und gefährliche Arbeit erfordert würde.

Meinen jungen Lesern wird nicht unlieb seyn, zu erfahren, wie das Schießpulver bereitet wird, und wie es diese erstaunlichen Wirkungen hervorbringt. Das Schießpulver ist eine Vermischung von Salpeter, Kohlen und Schwefel. Man nimmt zu Kanonenpulver auf ein Pfund Salpeter etwa neun Loth Kohlen und sieben Loth Schwefel; zu Musketenpulver auf ein Pfund Salpeter acht Loth Kohlen und sechs Loth Schwefel; zu Büchsenpulver sechs Loth Kohlen und vier Loth Schwefel. Indessen beobachtet man jetzt diesen Unterschied nicht mehr so genau, wie ehemals, sondern man nimmt einerlei Pulver zu Kanonen und zum kleinen Gewehre, wobei man dann das leichte Verhältniß annimmt, auf sechs Theile Salpeter ein Theil Kohlen und ein Theil Schwefel.

Diese Bestandtheile werden auf den Pulvermühlen zu einem feinen Pulver oder Pulvermehl gestampft, wobei

sie etwas angefeuchtet werden. Die Gestalt von kleinen glatten Körnern entsteht daher, daß dieses feuchte Pulvermehl durch Siebe gedrückt, und in einer Tonne durch langes Umdrehen derselben geglättet wird. Diese kleinen Körnchen sind es nun, welche Tod und Verwüstung bis auf eine Entfernung verbreiten, die kein Geschosß aus den vorigen Zeiten erreichte, und welche die fürchterlichsten Naturbegebenheiten: Bliß, Donner und Erdbeben im Kleinen nachahmen.

Die Güte des Pulvers hängt davon ab, daß die Bestandtheile: Salpeter, Kohlen und Schwefel wohl gereinigt, und innig mit einander vermischt werden, und daß man so viel Salpeter dazu nehme, als nur immer von den beiden übrigen Bestandtheilen verzehrt oder verpufft werden kann; denn in dem Salpeter liegt eigentlich die Ursache von der ungeheueren Gewalt des Schießpulvers verborgen. Der Schwefel befördert die schnelle Entzündung, und pflanzt sie auf den Salpeter fort; der Salpeter verursacht die Ausdehnung, und die Kohlen dienen dazu, den Schwefel und Salpeter zusammen zu halten.

Durch die Entzündung des Pulvers, wobei der Salpeter schnell verpufft, entwickelt sich eine äußerst elastische luftartige Materie oder ein Gas, welche zweihundert fünfzig, oder wie andere wollen, fünfhundertmal mehr Raum einnimmt, als das Schießpulver, aus welchem sie sich entwickelt. Die Hitze des Feuers dehnet noch überdies die Luft wenigstens viermal mehr aus. So entwickeln sich aus einer Kubikzoll Pulver, mit dem man ein Geschosß ladet, zweihundert fünfzig, oder gar fünfhundert Kubikzoll elastische Luft oder Gas, und diese wird wieder durch die Hitze bei der Entzündung noch wenigstens viermal mehr ausgedehnt. Diese plötzlich entwickelte Luftart strebt nun,

sich in einen tausendmal bis viertausendmal größeren Raum auszubreiten, als welchen das in den Lauf eines Gewehrs geladene Pulver einnimmt; daher dringt sie mit der äußersten Kraft und Schnelligkeit aus der vorderen Oeffnung des Flintenlaufes, und treibt die auf dem entzündeten Pulz ver gelegene Kugel vor sich fort.

Mit einer Kugel aus einem Rohr kann man in einer Entfernung von dreihundert Schritten einen Menschen leicht tödten und ein Thier erlegen. Die Kugel bewegt sich mit einer solchen Geschwindigkeit fort, daß der Mensch in dieser Entfernung, wenn er den Knall des Pulvers hört, die Kugel schon im Leibe hat.

Die Kanonenkugeln können durch das Pulver in eine unglaubliche Entfernung getrieben werden. Eine von den größten Arten der Kanonen treibt eine sechszehnpfündige Kugel über neunzehntausend Fuß, wenn die Ladung Pulver die Hälfte von dem Gewichte der Kugel beträgt, und diese mit einem Bogenschusse abgefeuert wird. Die Weite des Kernschusses, das heißt die Weite, wo die Kugel, wenn sie gerade, horizontal abgeschossen wird, nicht zu merklich von der geraden Linie abweicht, wird bei eben dieser Art von Kanonen und bei gleicher Ladung ungefähr auf eintausend neunhundert Fuß gesetzt.

Die Geschwindigkeit, mit welcher die Kugel aus der Kanone getrieben wird, kann etwa eintausend vierhundert bis eintausend siebenhundert Fuß in einer Secunde betragen.

Wenn eine Kanone aus einer Entfernung von sechshundert Fuß gegen einen Wall von Erde abgeschossen wird, so dringt die Kugel fünfzehn bis sechzehn Fuß in den Wall hinein; in eine Mauer von Ziegelsteinen nur etwas mehr als einen Fuß.

---

---

## Die Spinnen als Wetter-; Propheten.

---

Die häßlichen Spinnen, sagte Caroline, indem sie mit dem Borstwische einige Spinnenweben aus einem Winkel wegkehrte, allenthalben nisten sie sich ein, wenn man nicht oft abkehret.

Dir sind sie zuwider, unterbrach sie der Vater, und es gehört freilich zur Reinlichkeit einer Wohnung, keine Spinnengewebe zu leiden; aber du glaubst wohl nicht, daß es Leute geben könne, die sich ein Vergnügen daraus machen, recht viel Spinnen um sich zu haben.

Den möchte ich wohl kennen, antwortete Caroline, dem diese häßlichen Thiere Vergnügen machen könnten. Sie haben mich zum Besten. Dieß gewiß nicht, sagte der Vater; wenn du Lust hast zu hören, so will ich dir von diesen Thieren etwas erzählen, worüber du dich gewiß nicht wenig wundern wirst. Wilhelm, Carolinens Bruder, der vom Erzählen gehört hatte, hüpfte herbei, und schloß sich an den Vater an. Dieser fing also an:

Ihr werdet euch wohl noch erinnern, was ihr schon vorlängst gelesen habet, wie viel Vergnügen dem armen Robinson, der von aller menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, ganz allein auf einer Insel lebte, seine treue Spinne im Winkel seiner Höhle gemacht hat.

So lieb war auch in Frankreich einem vornehmen Gefangenen, wenn ich nicht irre, so war es ein Graf Laune, seine Spinne. In einem harten Gefängnisse, zu



Pignerol, abgesondert von aller menschlichen Gesellschaft, hatte er kein Mittel, wodurch er sich hätte die Zeit vertreiben können. Eine Spinne hatte sich bei ihm im Kerker eingewebt, und war seine einzige Gesellschafterin. Er hatte sie an sich gewöhnt; sie kam auf seine Hand, wenn er ihr Futter vorhielt, und ließ sich von ihm füttern. Der Gefangenwärter, ein gefühlloser Mensch, gönnte dem armen Unglücklichen auch diesen einzigen Trost, dieses einzige Vergnügen nicht — er tödtete die schuldlose Spinne. Der Gefangene gerieth in Verzweiflung, da er sich nun ganz ohne ein lebendiges Wesen und ohne alle Beschäftigung sah. Er stieß sich den Kopf gegen die Wand ein, und — starb.

Der arme Mann! der abscheuliche Gefangenwärter! seufzten Wilhelm und Caroline, bis zu Thränen gerührt.

Auch Pelisson, fuhr der Vater fort, hatte in der nun zerstörten Bastille, (dem ehemaligen größten Staatsgefängnisse in Paris), um nur Ein lebendiges Wesen um sich zu haben, eine Spinne in seiner traurigen Einsamkeit so zutraulich gemacht, daß sie ihm zur Gesellschafterin diente, und ihm seine Längeweile erträglicher machte.

Ein Studirender hat eine Spinne, die ihr Gewebe über seinem Schreibpulte ausgespannt hatte, so zahm gemacht, daß er sie nach seinem Belieben aus ihrem Schlupfwinkel hervorlockte. Er hatte sie so gewöhnt, daß sie allemal erschien, wenn er mit dem Finger auf das Pult klopfte, wobei er ihr eine Fliege gab. Ein Violinspieler hatte eine zahme Spinne, die ein besonderes Wohlgefallen an der Musik zu haben schien. So oft er auf der Violin spielte, kam sie in seine Nähe, und setzte sich zutraulich auf seinen Arm, den sie nicht eher verließ, bis er zu spielen aufgehört hatte.

Die merkwürdigste Anekdote von Spinnen ist gewiß jene von Disjoulval, der uns zugleich diese kleinen Thiere als verlässliche Wetterpropheten kennen gelehrt hat.

Als im Jahre 1787 die preußische Armee unter Anführung des Herzogs von Braunschweig in Holland einrückte, wurde Quatremere Disjoulval, General-Adjutant in holländischen Diensten, welcher an dem Aufstande gegen den Erbstatthalter (so hieß vormals die höchste Obrigkeit in Holland) Theil genommen hatte, gefangen genommen, und mußte über sieben Jahre im Gefängnisse zu Utrecht (ihr wißt wohl, wo Utrecht in Holland liegt) hinbringen, woraus er im Jahre 1795 befreiet wurde, als die Franzosen unter Anführung des Generals Pichegrü in Holland im Revolutionskriege eindrangten. Auch ihm waren die Spinnen, die er an sich gewöhnte, der einzige Zeitvertreib. Er hatte eine große Menge derselben von allen Arten um sich versammelt, und die Beobachtungen, die er über ihre Lebensart, über ihr Gewebe u. s. w. anstellte, linderten ihm die Qual der Einsamkeit und der Langweile. Er hat seine Bemerkungen darüber gesammelt, und in einem eigenen kleinen Buche unter dem Titel: *Araneologie* bekannt gemacht. Diese Bemerkungen sind zum Theile neu, und widerlegen unter andern die Beschuldigung, daß die Spinnen einander selbst auffressen. Zwar geschieht dieß zuweilen; aber nur wenn sie die Noth dazu treibt, nämlich, wenn sie kein anderes Futter mehr vorfinden. So hatte Raumur, ein berühmter französischer Naturkundler, eine große Menge Spinnen zusammen gebracht, um zu versuchen, ob sich nicht ihr Gewebe wie das der Seidenraupe benützen ließe; (und wirklich hat man auch Strümpfe von Spinnenweben verfertigt). Allein für die große Anzahl Spinnen waren nicht genug Fliegen und andere

Insekten aufzubringen, und sie fraßen sich in kurzer Zeit selbst, wodurch denn die Hoffnung, aus ihrer Arbeit Nutzen zu ziehen, bald vereitelt wurde. —

Die merkwürdigste Beobachtung unsers Gefangenen war aber die: daß die Spinnen vorzüglich gute Wetterpropheeten sind, die das Wetter zuverlässiger als der Barometer anzeigen, ihre Anzeigen längere Zeit zuvor geben, und überhaupt für den gemeinen Mann noch den Vorzug haben, daß sie nichts kosten.

Von der Winkelspinne bemerkte er zum Beispiel Folgendes: Bey schönem Wetter zeigt sie sich mit dem Kopfe, und streckt die Füße weit aus ihrer Höhle hervor, und zwar um so weiter, je länger es schön Wetter bleiben soll. Bey übler Witterung zieht sie sich mehr zurück, und bey recht stürmischer Witterung kehrt sie sich sogar um, und zeigt dem Beobachter ihr Hintertheil, und unterrichtet ihn dadurch sehr deutlich von der bevorstehenden Veränderung des Wetters. Im Anfange des schönen Wetters hat das Gewebe, womit sie ihren Winkel umspinnt, nur eine mäßige Ausdehnung. Soll aber das gute Wetter fort dauern, so vergrößert sie es um zwei bis drei Zoll. Thut sie dieß mehreremale nach einander, so kann man daraus sicher auf anhaltend schöne Witterung schließen.

Di s j o u v a l sagte den 22. Julius 1795 aus dem Verhalten seiner Spinnen ein Paar Wochen zum Voraus, das Wasser würde so fallen, daß man mit der Hälfte von Schiffbrücken über den Rhein würde sehen können, welches auch wirklich erfolgte.

Im Winter zeigen die Spinnen eben so sicher die bald einfallende Kälte an. Sobald eine Kälte bevorsteht, die so stark wird, daß es schneiet und frieret, so bemächtigen

sie sich entweder der schon fertigen Gewebe, wobei es oft hitzige Gefechte unter ihnen setzt, oder sie machen sich neue, und arbeiten fleißig daran. Disjournal fand aus mehreren aufmerksamen Beobachtungen, daß fast durchgängig neun Tage der ersten Bewegung der Spinnen bis zum wirklichen Eintritte der Kälte verfloßen. Einen auffallenden Beweis von Wichtigkeit dieser Beobachtung erhielt er im Jahre 1793 zu Anfange des Februars. Es war schön Wetter, es war warm, kein Anschein von Kälte war mehr da. Man hätte denken sollen, daß man von nun an der Deseu gänzlich würde entbehren können. Aber von Sonnabends den 4. Februar sagte Disjournal laut vorher; daß eine der größten Veränderungen in der Atmosphäre erfolgen müßte, weil er außer andern ähnlichen Kennzeichen drei Spinnengewebe über einander bemerkte, die Abends zuvor nicht da gewesen waren. Und sieh da! vom 9. Februar an war Eis, und vom 15. an waren alle Kanäle zugefrozen. Nun hätte man denken sollen, der Winter werde damit zu Ende seyn; Disjournal selbst glaubte es, und freuete sich schon genug darüber, daß er einer ganzen Stadt zu einer Zeit, wo sie es gar nicht mehr erwartete, das Zufrieren der Kanäle hatte vorherzusagen können. Es thauete auch wirklich alles auf; aber auf einmal bemerkte er wider alle Erwartung den 28. Februar, eine allgemeine Gährung unter seinen Spinnen. Sie liefen hin und her, sungen an emsig zu weben, und griffen einander an. Der Beobachter schloß daraus, daß noch etwas Merkwürdiges, und wenigstens sehr trockene, wo nicht sehr kalte Witterung eintreten werde. Er ließ diese Vermuthung dem ersten Buchhändler in der Stadt, und durch diesen andern Personen mittheilen. Zwei Tage darauf regnete es, und dieses war nun seiner Prophezei-

hung gar nicht günstig. Fünf Tage darauf regnete es noch immer fort, und die Weissagung wollte nun gar nicht eintreffen. Disjoulval beobachtete indessen immer genau, schrieb alle Tage an den nämlichen Buchhändler, daß er immer noch gewiß an trocknes oder kaltes Wetter glaube. Endlich den 8. März fing es an windig zu werden, den 9. schneite es, und den 10. fiel Frost ein, so daß auch die Kanäle wieder zufroren.

Der größte Beweis, wie wichtig und zuverlässig diese Beobachtungen und die darauf gegründeten Wetterprophetieungen sind, waren die Eroberungen Hollands im Revolutionskriege durch die Franzosen in dem Winter vom Jahre 1794 bis 1795. Disjoulval hatte einen Gefangenwärter, der bei dem Aufstande gegen den Erbstatthalter von seiner Partei war, und daher mit seinem Gefangenen weniger streng verfuhr. Durch diesen konnte Disjoulval den Auführern, die man damals in Frankreich und Holland fälschlich Patrioten nannte, bekannt machen, daß ein harter Winter bevorstände, wo alle Flüsse und Kanäle zufrieren würden, so daß jede Armee leicht vorrücken könnte. Dadurch suchte er die Patrioten aufzumuntern, und die Franzosen zum weiteren Vorrücken anzulocken: denn er konnte seine Befreiung aus dem Gefängnisse nur dann hoffen, wenn die Franzosen, die mit den holländischen Patrioten gemeinschaftliche Sache machten, die Stadt eroberten. Man kann denken, wie sorgfältig er seine Spinnen beobachtete. Im Anfange des Dezembers erfuhr er zu seinem großen Schrecken, daß die Patrioten sich an die Partei des Erbstatthalters ergeben wollten, wodurch auf einmal seine Hoffnung wäre zernichtet worden. Er eilte, durch alle Mittel, die in seiner

Macht standen, bekannt zu machen, daß seine Spinnen arbeiteten, als ob unausbleiblich und spätestens in vierzehn Tage ein schrecklicher Frost eintreten sollte, wo die Franzosen den Patrioten über die zugefrorenen Kanäle leicht zu Hülfe kommen könnten. Man glaubte der Prophezeiung, ergab sich nicht, und den 29. Dezember war alles so gefroren, daß die Franzosen über alle Kanäle und über die Waal (einen Fluß) setzen, und so ungehindert vorrücken konnten. Die Gegenpartei schmeichelte sich indessen noch damit, daß bald Thauwetter einfallen würde, weil den 12. Januar das Wasser gestiegen und etwas trübe sey, welches man für ein sicheres Vorzeichen des Aufthauens hielt. Sogleich schrieb Disjouvai an den Verfasser der Utrechter Zeitung, daß ehe drei Tage vergingen, eine noch stärkere Kälte als zuvor einfallen würde. Spinnen prophezeiheten hier viel richtiger als das trübe Wasser. Mittwochs, den 14. Jänner erhob sich der Wind, Donnerstags den 15. fror es, und Freitags den 16. zogen die Franzosen in Utrecht ein, wodurch der Gefangene aus seinem Kerker befreiet wurde.

Er fuhr fort, die Spinnen, die er auf Böden und in Kellern auftreiben konnte, sorgfältig zu beobachten, um den französischen Generälen Nachrichten zu geben, die ihnen bei dieser kühnen Unternehmung so wichtig waren. Den 20. Januar fiel ein schreckliches Thauwetter ein. Die Generäle waren in der verzweifeltsten Verlegenheit, was aus ihrer hunderttausend Mann starken Armee nebst der Artillerie werden würde, wenn das Thauwetter anhielte, die Wege schlecht und die Kanäle offen würden. Man dachte an einen schleunigen Rückzug. Aber Disjouvai befragte seine Spinnen, und diese kündigten Frost an. Auch schickte er ein Paar dieser Wetterpropheten an die

französischen Generale. Man glaubte ihnen; die Weissagung wurde erfüllt, und Holland war durch die Franzosen erobert.

Der Kapitän v. Dyenhausen in Cassel hat später eben so genaue Beobachtungen über die Spinnen angestellt. Er bestätigt alles, was Disjoulval über dieselben als Wetterpropheten sagt. Nur warnt er, die Spinnen nicht zu füttern, und sie nicht merken zu lassen, daß man sie beobachte, noch weniger sie zu stören. Je weiter alsdann die Spinne vorn im Neze sitzt, und je weiter sie ihre Vorderbeine herausstreckt, desto länger kann man auf gutes Wetter rechnen. Je weiter sie sich aber mit umgekehrtem Leibe verkriecht, desto länger dauert das schlechte Wetter. Alte Spinnen zeigen es richtiger an als junge; nur muß man, zufälliger Störungen wegen, mehrere beobachten, am besten des Morgens. Trifft man um 10 Uhr die Spinne, besonders die Kreuzspinne, im Mittelpunkte des Nezes, dieses mit den Füßen rüttelnd, so ist einer der schönsten Tage zu erwarten.

---

## B l e y s t i f t.

---

Sehen Sie doch, lieber Vater, sagte Franz, zweymal habe ich den Bleystift zugespizet, und immer ist er wieder abgebrochen; wie werde ich Linien ziehen können? Sey nur nicht voreilig, antwortete der Vater, du wirst beyhm Zuspizern zu sehr niedergedrückt haben, und da mußte er abbrechen.

Franz. Gewiß nicht, guter Vater; es scheint, als wenn der ganze Bleystift aus kleinen Stückchen bestände. Frihen ging es vor Kurzem eben so, die ganze Bleyfeder hat er beinahe verschnitten, bevor er einen ordentlichen Spitz zuwege brachte. Wenn man doch die Bleyfedern besser machte. Der Kaufmann sollte so ein schlechtes Stäbchen gar nicht verkaufen.

Vater. Ja, wenn er in das Innere hineinschauen könnte, so würde er es lieber gar nicht kaufen. Doch können wohl nicht alle Bleyfedern gut seyn: unter guter Waare findet man gewöhnlich auch eine schlechtere.

Franz. Nun so sollte man nur gute Waare machen.

Vater. Ist wohl eine Feder, die du dir schneidest, immer so gut als die andere?

Franz. Das wohl nicht.

Vater. Nun woran liegt der Fehler?

Franz. Manchesmal an dem Riele, oft gelingt mir das Schneiden nicht so gut.

Vater. Siehst du mein Kind, so mag es wohl auch denen gehen, die Bleyfedern machen.

Franz. Wohl wahr; aber sagen Sie mir doch, lieber Vater, wie werden die Bleystifte gemacht, ich hätte es schon längst gern gewußt. Ich brauche so oft eine Bleyfeder, und weiß noch nicht einmal, woher sie kommen.

Vater. Sehr gern, wenn du mir nur auch aufmerksam zuhören willst. Sieh die Bleyfeder hier an, so wirst du von Außen Holz und von Innen das Bley bemerken.

Franz. Ist dieses Innere also wirklich Bley?

Vater. Nein, es ist kein eigentliches Bley, sondern es hat nur in der Farbe eine Ähnlichkeit mit demselben. Es ist ein thonartiges Mineral, welches man schwarzes Bley, englisches Bley, Seifenbley, Wasser-



bley, Reißbley, Talkblende u. s. w. nennt, und in Bergen gefunden wird. Das reinste und feinste bricht man in Barrowdale in der Graffschaft Cumberland in England. Das aus andern Gegenden, z. E. das deutsche, welches in Ups bey Regensburg, bey Hassnerzell und Pfaffenmuth im Lande ob der Enns, bey Böhmischbrot und Prokop in Böhmen gefunden wird, ist nicht so gut und mürber. Man findet es in großen Stücken von zehn bis zwölf Pfunden. Aus diesem werden nun die Bleystifte auf eine sehr einfache Art verfertiget: das Reißbley wird mit feinen Sägen in sehr dünne Täfelchen geschnitten. Aus diesen schneidet man wieder solche viereckige Stifte, wie man sie in den Bleystiften findet. Indessen hat man schon solche runde Stäbchen, wie bei deiner Bleyfeder, bereit, welche wie eine Rinne viereckig ausgehöhlt sind. In diese Rinne wird der Stift sauber und dicht eingepaßt, und ein viereckiges Stäbchen genau darauf geleimt. Dieses alles kannst du an deiner Bleyfeder deutlich sehen.

Franz. Da sollte man doch nicht glauben, daß mehrere Stückchen in einer Bleyfeder sind, wie ich an der meinigen schon oft bemerkt habe.

Vater. Dieses geschieht wohl oft; denn wenn die Stifte, die man einlegen will, abbrechen, oder zu kurz sind, so werden kürzere Stücke so lange dicht daran gelegt, bis die eingerinnte Einfassung voll ist.

Franz. Nun begreife ich es: aber das kommt mir sonderbar vor, daß ein so dünner Bleystift, wie der meinige hier ist, um so viel theurer verkauft wird, als die daumendicken, welche die Zimmerleute und andere Handwerker gebrauchen, da diese doch augenscheinlich viel mehr Reißbley in sich haben als der meinige.

**Vater.** Ich will dir gleich erklären, woher das kommt. Die Bleystifte, von denen ich bis jetzt gesprochen habe, sind bey uns zu Lande die besten. Was bey dem Sägen der Stifte abfällt, oder zum Sägen nicht geeignet ist, wird zu Pulver zerstoßen, mit Schwefel, oft auch mit Kohlenstaub vermischt, und zu einem Teige abgeknetet. Dieser Teig wird gehärtet, und daraus werden Bleystifte von geringerem Werthe verfertigt, wie jene der Zimmerleute. Man kann sie aber von den ächten sehr leicht unterscheiden, weil sie bey dem Zeichnen rauhe und harte Striche geben. Sonst sind sie auch daran zu erkennen, daß, wenn man sie ans Licht hält, der Schwefel zu brennen anfängt.

**Franz.** O ja, Vater, ich erinnere mich, daß ich mit einem solchen Bleystifte die Anfangsbuchstaben meines Namens schnell an einen glühenden Ofen geschrieben habe, und daß sie wie Feuerperlen gegläntzt haben. Aber was war das für ein Bleystift, den der Krämer, dem Sie vor einiger Zeit Bleystifte abgekauft haben, am Lichte angezündet hat?

**Vater.** Bey diesem war nebst Schwefel auch Harz zugesetzt, und diese brennen wie Siegelwachs am Lichte. Das meiste Reißbley, das man in Deutschland findet, läßt sich ohne besondere Zubereitung zu Stiften nicht zersägen. Man zerstoßt es daher, und schmelzt es mit dem dritten Theil Schwefel und etwas Harz unter fleißigem Umrühren zusammen. Sodann schüttet man die Masse, wenn sie etwas abgekühlt ist, auf eine steinerne Platte, und drückt sie so breit, daß sie die Gestalt eines Kuchen annimmt. Wenn sie hierauf völlig kalt und verhärtet ist, so zersägt man sie, und faßt sie in Rohr oder Holz. Wenn man diese Bleystifte ans Licht hält, brennen sie mit bläulicher Flamme.

**Franz.** Sie haben mir aber noch nichts von den eng-

lischen Bleystiften gesagt, die so hoch geschätzt werden, diese sind gewiß aus England?

Vater. Die englischen Bleystifte, die man gewöhnlich bey uns unter diesem Namen verkauft, kommen nicht aus England, sie werden hier zu Lande verfertigt, und sind eben jene, von denen ich am ersten gesprochen, und die, wie ich zuvor gesagt habe, bey uns die besten sind. Freilich gibt es ächt englische Bleystifte, die aus England kommen und einen überaus blendenden Glanz haben. Es ist aber schwer, einen zu bekommen, weil die Engländer wenige davon ausführen lassen, und das deswegen, damit er nicht gemein wird, und dadurch seinen hohen Preis nicht verliert. Die Reißbleygruben in Cumberland sind einer Gesellschaft verpachtet, welche sie nur alle 6 bis 7 Jahre öffnen läßt, um dieses Produkt in ihrem Werthe zu erhalten, und es steht sogar die Todesstrafe auf Uebertretung dieses Verbotes. Das Ausland erhält nur bisweilen in Geheim kleine Stücke dieses Minerals. Das übrige kommt zersägt, oder schon zu Bleystiften verarbeitet heraus. Gewöhnlich sind die englischen Bleystifte in Cedernholz gefaßt, welches angenehm riecht und violete Adern hat. Man unterscheidet einen ächten englischen Bleystift von dem verfälschten, noch ehe man ihn angeschnitten, schon dadurch, daß er ungefähr in der Hälfte ein ganz kleines Löchelchen hat, zum Merkmale, daß das Bley nur bis dahin geht. Die ganze übrige Hälfte ist bloßes Holz, daher man auch an einem Ende kein Bley sieht. Die Spitze feilt man mit einer Feile an, aber auch bey dem Zuspitzen mit einem Messer zerbricht er nicht. Man pflegt sie in langen Schachteln zwischen feinen Hobelspähen von Cedernholz zu vier Duzend in jeder Schachtel zu versenden. Auf jedem Bleystifte ist das Zeichen, der

Name und das Probatum des Verfertigers mit einem Eisen, welches man über der Flamme eines Lichtes heiß macht, gebrannt.

---

## Die beyden Reisenden.

---

Ein vornehmer Reisender stieg des Abends in einem Gasthause ab. Um lieber unter Menschen, als in einem Stübchen allein eingeschlossen zu seyn, ging er in die Gaststube. Unter der Menge Reisender, die da einkehrten, bemerkte er einen wohlgekleideten jungen Mann, der auf seinen Reisebündel gestützt, nachdenkend bey einem Tische saß. Seine offene Miene erregte Zutrauen, und ließ auf eine schöne Seele schließen; sein Blick war ernst, aber freundlich, und sein ganzes Aeußeres hatte einen gewissen edlen Anstand, der junge Leute leicht empfiehlt; doch konnte man in seinem Gesichte einen gewissen Trübsinn lesen, welcher verrieth, daß ihm etwas schwer am Herzen liegen müsse. Der Reisende näherte sich ihm, und ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein. Der junge Mensch sprach verständig und bescheiden. Jede Antwort und jede Frage war überdacht, und das Vorlaute und Absprechende, welches bey jungen Leuten, auch bey solchen, die Kenntnisse haben, so oft mißfällt, war an ihm nicht zu bemerken, vielmehr äußerte er Achtung gegen den Fremden, war in seinem Benehmen artig und bescheiden, suchte sich immer mehr belehren zu lassen, als daß er mit seinen Meinungen und Urtheilen voreilig heraus glitschte.

Der junge Mann wurde durch die Unterredung dem Reisenden immer interessanter; und wenn er schon einen Em-

pfehlungsbrief in seinem Gesichte zu haben schien, und sein Aeußeres jeden für ihn einnehmen mußte, so zwang er gewiß jedem Achtung ab, der ihn näher kennen lernte. Der Reisende, ein Mann von Kopf und Herz, der noch immer viel Niedergeschlagenheit an dem jungen Manne entdeckte, wollte in sein Geheimniß eindringen, um, wo möglich, die Ursache desselben zu heben; doch hatte er schon so viel Achtung für ihn, daß er sich nicht getraute, ihn darum zu fragen. Nachdem sie einige Zeit über verschiedene Gegenstände gesprochen hatten, bath der Reisende den jungen Mann, ihn auf sein Zimmer zu begleiten, und mit ihm das Nachtmahl einzunehmen, indem er sagte, daß er die Zeit wohl nicht angenehmer, als in seiner Gesellschaft zubringen könnte. Nach einigen Entschuldigungen, und auf das Zudringen des Reisenden nahm der junge Mann die Einladung an, und beyde gingen auf das bereitete Zimmer im ersten Stockwerke.

Während des Nachtmahles suchte der Reisende den jungen Mann immer mehr an sich zu ziehen und sein ganzes Zutrauen zu gewinnen, um ihn offenherzig zu machen; er hoffte, daß sich im Gespräche eine Gelegenheit ergeben werde, seine Umstände zu erfahren, ohne daß er ihn darum fragen dürfte. Endlich fing der junge Mensch also an: Ich bin ein Maler aus Berlin. Meine guten Aeltern haben in meiner Jugend alles aufgewendet, um mich gut zu unterrichten, und mich fähig zu machen, meinen Lebensunterhalt auf eine anständige Art zu verdienen. Ich hatte Lust und Anlage zur Malerkunst; die geschicktesten Meister leiteten mich, ich machte Fortschritte, hatte nun hinlängliche Beschäftigung, und verdiente so viel, als ich brauchte, konnte auch manchen Nothpfeuning meinen Aeltern geben, und dadurch alte Schulden bezahlen.

Beide leben noch, aber sie sind alt und arm. Der Krieg brach im Jahre 1806 aus, die Franzosen überschwemmten die preussischen Länder, kamen nach Berlin, die Reichen und die Kunstfreunde, von denen ich doch nur Verdienst erwarten konnte, flohen; ich war ohne Arbeit, ohne Verdienst. Das Wenige, was ich erübriget hatte, war von mir und meinen Aeltern bald aufgezehrt. Wir hofften Friede, mit demselben den Abzug der französischen Truppen und die Rückkehr des Adels und der Reichen, von denen Arbeit zu hoffen war; aber leider ist schon mehr als ein Jahr verflossen — es ist zwar Friede, aber die Feinde sind und bleiben noch im Lande — die Noth ist am höchsten. Nur Leichengesichter sieht man allenthalben, ein jeder blickt den andern mitleidig an, und getraut sich nicht, ihm die Noth zu klagen, weil er weiß, daß dieser eben so elend ist.

Da in Berlin nicht bald noch eine Aussicht auf bessere Zeiten zu hoffen war, beschloß ich nach Wien zu reisen, um dort mein Glück zu versuchen. Ich verkaufte, was ich noch entbehren konnte, um Reisegeld zu erhalten, ließ meinen Aeltern von dem sparsam gelöseten Gelde einen Nothpfenning zurück, und trat unter tausend Segnungen derselben die Reise an. Schwer trennte ich mich von ihnen, vielleicht — auf immer. Meine Hände werden mich wohl ernähren, aber wovon sollen meine armen Aeltern leben? Noth und Kummer werden sie ins Grab bringen. — — — Thränen traten da dem jungen Manne ins Auge, und nach einem tiefen Seufzer fuhr er fort: Ich habe jetzt noch kaum den halben Weg zurück gelegt, und ohne die geringste Ausgabe unnöthig gemacht zu haben, wird mein Reisegeld bald zu Ende gehen. Sie wissen selbst, daß die Theuerung allgemein ist, und daß der Wirth die Beche des

Reisenden immer nach dem Kleide taxirt, das dieser trägt. Meine noch übrigen Kleider werde ich verkaufen müssen, aber wie werde ich mich dann in Wien zeigen können? Almosen suchen? Ha! da schaudert mir schon vor dem Gedanken; nie habe ich außer dem väterlichen Hause einen Heller unverdient erhalten, noch viel weniger erbettelt. — Doch — mich wird die Noth nicht zu Boden drücken, aber meine guten Aeltern kümmern mich. —

Seyn Sie getrost, junger Mann, erwiederte der Reisende, Mangel und Noth machen uns nur gegen anderes Ungemach, das uns noch treffen kann, fester, und wo die Noth am größten ist, dort ist gewöhnlich die Hülfe am nächsten. Ihre Lage ist hart, aber verzweifeln Sie nicht. Nach trübem Wetter kommt Sonnenschein; eine erfreulichere Zukunft erwartet Sie vielleicht. Ich selbst werde das Meinige dazu beytragen, wenn ich in der Kaiserstadt anlangen werde. Doch, — Sie werden von der Reise müde seyn, ich bin es auch. — Welchen Weg werden Sie morgen nehmen, und wann werden Sie aufbrechen? Ich folge der Hauptstraße, antwortete der junge Mann, mit dem frühesten Morgen, mit Sonnenaufgange bin ich auf den Beinen. Müßte ich nicht einen andern Weg einschlagen, sagte der Reisende, so würde es mir ein Vergnügen seyn, Sie in meinen Wagen zu nehmen. Leben Sie wohl, vielleicht treffen wir uns noch auf der Reise. Beyde gingen zu Bette.

Der junge Maler war mit Sonnenaufgange auf dem Wege: der vornehme Reisende fuhr um zwey Stunden später ab. Indessen hatte er einen Brief geschrieben, und in denselben eine Banknote von fünfhundert Gulden gelegt. Er fuhr den nämlichen Weg, welchen der Maler gegangen war. Vor der ersten Post-Station holte er ihn auf der

Straße ein. Freund, sagte er, indem er den Wagen einen Augenblick halten ließ, hier ist ein Brief an Sie, und fuhr eilig fort. Der Maler wußte nicht, wie das zuging, erbrach den Brief, fand darin die Banknote von fünfhundert Gulden mit folgenden Worten: „Ich befürchtete Sie zu beleidigen, wenn ich Ihnen persönlich dieses Geschenk gäbe. Nehmen Sie es hin um ein Mittel zu haben, dankbar gegen Ihre Aeltern zu seyn. Reisen Sie glücklich und vergnügt.“ — Wie versteinert stand der Maler da, er wollte dem Wagen nachlaufen, um seinen Dank abzustatten, aber dieser war schon zu weit entfernt. Bittend hob er seine Hände gen Himmel um Glück und Segen über den Mann, der auf die edelste Art wohlthätig ist, und nicht einmal Dank dafür will. Er setzte seine Reise fort, und hoffte denselben noch irgendwo anzutreffen, aber umsonst. Freudig schrieb der junge Maler diesen Vorfall seinen Aeltern und theilte das Geschenk mit ihnen. Er kam zu Wien an, fand Beschäftigung und Verdienst, unterstützte sorgfältig seine Aeltern, und hat nach einem Aufenthalte von drey Jahren seine Rückreise wieder angetreten, um diese noch einmal sehen und umarmen zu können. Er lebt jetzt in Berlin, und erzählt oft, aber immer mit Nührung seine Reisegeschichte nach Oesterreich.

---



---

## S p a n i e n.

---

Spanien gränzt an Frankreich, von welchem es durch hohe Gebirge, die Pyrenäen, getrennt ist, dann an Portugal; auf den übrigen Seiten ist es durch das Meer eingeschlossen.

Die Witterung ist gewöhnlich heiß. Doch erfrischen kühle Nächte und die Seewinde die Luft. Der Winter ist sehr gelinde, in den südlichen Provinzen fällt selten Schnee; die Bäume verlieren nie ganz die Blätter; ja es ist nichts Seltenes, die Felder in manchen Gegenden, z. B. in Castilien, Valencia und Murcia mitten in den Wintermonaten grünen zu sehen. Man hat in ganz Spanien keine Ofen, sondern nur Becken mit Kohlen zur Erwärmung. In einigen Gegenden besteht der Winter nur in einem anhaltenden Regen. Der Frühling tritt gewöhnlich schon im Jänner ein. Die Luft ist in Spanien gesund.

In einem so sanften und gesunden Klima reifen alle Früchte und Gewächse frühzeitiger, Früchte und Pflanzen sind schmackhafter; selbst die Kinder lernen früher gehen und sprechen. Meine jungen Leser möchten wohl wünschen, in einem so freundlichen Klima zu wohnen: doch alles Gute und Angenehme ist nie beysammen; die göttliche Vorsehung hat es schon so eingerichtet; so haben auch die Spanier zwey gefährliche Feinde ihrer Gesundheit. Bey den heißesten und schwülsten Tagen erhebt sich oft ein durchdringend kalter Wind, der aus den rauhen Gebirgen herabwehet, und

den sie Galliego nennen. Dieser macht der brennendsten Hitze gählings ein Ende. Diese schnelle Abwechslung ist der Gesundheit sehr schädlich, und verursachet gefährliche Fieber, Koliken und Husten. Ein anderer Wind, den sie Solano nennen, bläset aus Afrika über das Meer her, und treibt durch zehn bis zwölf Tage die Hitze zu einem solchen Grade, daß sie unerträglich wird. Dadurch entstehen Melancholie, Schwindel, Entzündungen und Wahnsinn, der im südlichen Spanien häufig ist.

Spanien ist gewiß eines der schönsten und gesegnetsten Länder. Im Allgemeinen ist es sehr gebirgig. Aber zwischen den Bergen öffnen sich sehr schöne, fruchtbare, ja paradisische Thäler. Diese reizenden Ebenen werden von vielen großen und kleinen Flüssen und Bächen durchschnitten. Nur im Inneren der Gebirgsgegenden gibt es noch weit gedehnte Einöden, welche aus Mangel der Bewohner noch nicht bearbeitet sind. Die Gebirge sind sehr reich an Gold, Silber, Platina, Kupfer, Bley, Zinn, Eisen, an natürlichem Stahl, an Magnet, Quecksilber, Bergzinner, Spießglas, Kobalt, Wismuth, Zink, Gallmey, Wasserbley, Braunstein, Arsenik, Vitriol und Salpeter. Doch werden die Bergwerke nicht so eifrig gebauet, daß man den größten Nutzen daraus ziehen könnte. Selbst auf Gold und Silber wird wenig seit Entdeckung von Amerika gebauet, da sich die Spanier diese edlen Metalle mit geringerer Mühe aus diesem Welttheile verschaffen konnten. Sogar der Fluß Tinto ist kupferhältig. Sein Wasser ist gelb, und kann weder von Menschen noch Thieren getrunken werden. Die Pflanzen, welche damit begossen werden, sterben ab, und was man hineinlegt, versteinert sich.

Der Reichthum des Landes zeigt sich auch besonders an edlen und nützlichen Steinarten. Man findet Diamanten,

Rubinen, Topase, Amethyste, Krystalle, Lasursteine, Jaspis, Achat, Marmor, und ganze Berge mit schönem, rothgestreiftem Marmor. Steinkohlen, Torf, Bernstein und Schwefelgruben sind auch vorhanden. Salz hat es im Ueberflusse. Bey Cordona in Catalonien befindet sich ein Fels von Steinsalz, der fünfhundert Fuß hoch ist, und beinahe eine Meile im Umfange hat. Aus diesem harten Salze werden Figuren, meistens Abbildungen der Heiligen gehauen, und häufig verkauft.

Hier wachsen alle Arten Getreide von bester Gattung, auch viel Reis, Mais, Manna, Taback, Cumach, Safran, Granatäpfel, Melonen, Johannisbrot, Datteln, Baumwolle, Aloe, Süßholz, Kappern, Krapp, Flachs, Hanf, auch Zuckerrohr. Die Zwiebel, eine gewöhnliche Speise der Spanier, sind besonders groß und süß. Ihre Kartoffeln sind schwächer als die unsrigen: Spanien hat auch noch andere sehr nützliche Gewächse. So wächst dort ein binsenartiges Gras, Spartum genannt, aus dessen Stängeln Stricke, Körbe, grobe und selbst mousselin-artige Zeuge verfertigt werden. Der Baumwollenstrauch, der Kappernstrauch, das Zuckerrohr und spanische Rohr befinden sich dort. Trefflich gedeiht in diesem Lande der Wein, die Trauben werden hier ungemein groß, sehr süß und saftig. Viele meiner Leser werden schon oft den Malaga, Valdepennas, Xeregwein, Tinto de Rota, den Alicante, Malvasier und andere spanische Weine nennen gehört haben. Von diesen köstlichen Weinen wird sehr viel ins Ausland und zwar, so lang er über spanisches Gebieth geht, in Schläuchen verführt, welche, so oft es nöthig ist, in Flüsse gelassen werden, um ihn dadurch frisch zu erhalten. Für Kinder sind diese Weine

viel zu geistig, obwohl sie süß schmecken. Alles Obst ist hier vollsaftiger und schmackhafter. Spanien ist sehr reich an nützlichen Bäumen. Die Oelbäume, Pfefferbäume, Korkeebäume, Terpetin- und Mastirbäume, Cedern und Cypressen sind hier häufig. Citronen, Pomeranzen, Mandeln, Kastanien und dergleichen Früchte wachsen im Ueberflusse. Doch hat dieses so fruchtbare Land Mangel an Bauholz, weil die Wälder zu wenig gepflegt werden.

Unter den Thieren zeichnet sich das spanische Pferd an Schönheit, Schnelligkeit und Gelehrigkeit besonders aus. Maulthiere gibt es hier sehr viele und besonders schöne Esel. Das Hornvieh ist schön, aber nicht zahlreich genug, und dieses aus Mangel des Futters in einem so fruchtbaren Lande, weil die Wiesen nicht gepflegt werden. Um Milch zu haben, wird besonders in den Gebirgsgegenden eine ungeheure Menge Ziegen gezogen, die in den unbebauten Gegenden doch saftreiche Nahrung finden. Außer den Hauskazen, die hier meistens röthlich sind, hat man hier auch zahme Sibetkazen. Stark ist die Schweinezucht, und die spanischen Schafe werden wohl meinen Lesern schon längst wegen ihrer feinen Wolle bekannt seyn. Der größte Theil des Vermögens des Adels und der wohlhabenderen Leute besteht in Schafheerden, und nicht selten hält Ein Güterbesitzer 40 und mehrere Tausend Schafe. Spanien liefert bei 11 Millionen Pfund Wolle von 5 Millionen Merinos-Schafen; es hat aber noch über 5 Millionen Schafe von geringerer Wolle. Die Heerden sind den größten Theil des Jahres auf der Weide unter freyem Himmel, und ziehen von einer Gegend in die andere, wo gutes Futter ist. Der Seidenbau ist sehr beträchtlich, und es wird jährlich eine große Menge Seide außer Land verführt, welche die inländischen Seiden-Ma-

nufacturen nicht verarbeiten können. An Wildprät herrschet Ueberfluß; aber auch Raubthiere, Bären, besonders Wölfe trifft man hier an.

Bey so vielen nützlichen Thieren gibt es auch viele, welche den Einwohnern zur wahren Plage sind. Es gibt hier viele Schlangen, unter denen auch einige giftige. Lästiges Ungeziefer gibt es hier in Menge, das die Menschen und Thiere bey Tag und Nacht plagt. Die Tarenteln, eine Art Spinnen, und die Scorpionen bringen den Menschen schmerzhaft und gefährliche Stiche bey. Große Heuschrecken ziehen schaarenweise von einem Orte zum andern, und verwüsten ganze Gegenden. Doch sind wieder die Canthariden oder spanischen Fliegen, die zu Zugpflastern, (Veskatoren) überall verwendet und die Bienen, die hier häufig gezogen werden, nützliche Insekten.

Das schöne fruchtbare Spanien könnten leicht 50 Millionen Menschen bewohnen, und einst lebten auch so viele in diesem Lande. Aber seit der Entdeckung von Amerika, wo so viele in diesen fremden Welttheil auswanderten, hat die Bevölkerung sehr abgenommen. Hierzu trugen die unaufhörlichen Kriege und eine verheerende Pest unter König Philipp dem Fünften Vieles bey. In den neuesten Zeiten war Spanien seit dem Jahre 1807 der immerwährende Schauplatz eines blutigen Krieges, in welchem die spanische Nation, von den Engländern unterstützt, bis zum Jahre 1814 mit edlem Patriotismus gegen den ihr aufgedrungenen König Joseph Bonaparte kämpfte, und mit seltener Aufopferung und Tapferkeit das Reich ihrem rechtmäßigen Beherrscher König Ferdinand VII. wieder eroberte. Dieser Krieg hat auch die Bevölkerung vermindert, obwohl er als Beyspiel des

Nationalgeistes und der Anhänglichkeit an Monarchen immer in der Geschichte glänzen wird. Auch in neuerer Zeit hat Spanien durch innere Unruhen viel gelitten, und besonders war diesem Reiche der Verlust der amerikanischen Kolonien empfindlich. Gegenwärtig bewohnen beiläufig 11 Millionen Menschen dieses Land.

Der Spanier hat im Allgemeinen schwarze Haare, eine bleiche oder olivenfärbige Haut, feurige Augen, eine längliche Nase, er ist hager, von mittlerer Größe, fein und gewandt. Sein Körper ist dauerhaft, und hohes Alter ist bey ihnen gar nicht selten. Dagegen gibt es in diesem Lande sehr viele Blinde und Wahnsinnige. Sonst sind die Spanier heftig, lieben Vergnügen, doch nicht sehr die Arbeit, sie sehen viel auf äußeren Glanz und herkömmliche Gebräuche, sie sind hochmüthig, prahlen gern, und sehen nicht selten mit Stolz und Verachtung auf andere Nationen herab, sie sind talentvoll, tapfer und anhänglich an ihre Staatsverfassung, haben eine sehr lebhafte Einbildungskraft, und halten auf Künste und Wissenschaften.

In Spanien wird sehr allgemein Del statt der Butter oder statt des Schmalzes verkocht, welches von dem Mangel an Rindvieh und von dem Ueberflusse an Delbäumen herkommt. Der Tagelöhner und gemeine Mann essen Zwiebel, Gemüse mit Del, aber kein Fleisch. Die Wohlhabenderen bereiten sich eine Speise von Zwiebel, Knoblauch, Kartoffeln, Erbsen und vielem Pfeffer mit Fleisch, welche *Porchero* genannt, und so allgemein gegessen wird, daß man sie für eine Nationalspeise halten kann. Braten speisen nur die Reichsten, und auch eine ihnen eigene Speise, die sie *Mayotrida* nennen, und die eine Art Kopfpastete ist, und aus zusammengekochten klein geschnittenen Fischen, Wurzeln und Kräutern besteht. Ueberhaupt ist

man in Spanien bei Tafeln nicht so verschwenderisch, als die Reichen bey uns. Wie bey uns Kaffee, so wird in Spanien Choccolade von der mittleren Volksklasse täglich getrunken. Doch ist dieses Getränk für die Haushaltungen nicht so verderblich, weil die Choccolade, obwohl sehr gut, dennoch sehr wohlfeil ist. Der Gebrauch des Weines ist bey ihnen seltener, er wird nur von dem gemeinen Arbeiter und von Ausländern getrunken. Die spanische Nationaltracht, welche man häufig auf Gemälden findet, zieht der höchste Adel nur an, wenn er in den Rath und in die Gerichtshöfe geht. Die gewöhnliche Kleidung ist, wie bey uns, französisch. Doch trägt man fast durchgängig über dieselbe braune Mäntel, die bey Vornehmen mit Gold besetzt sind; auch tragen diese ziemlich allgemein Degen, um sich von dem gemeinen Volke zu unterscheiden. Männer und Weiber der Mittelklasse tragen über die Haare ein Netz; die Männer bedecken es noch mit einem Hute, der Pöbel wickelt seine Haare in einen Knoten, und bedeckt sie mit einer Mütze von Filz oder von braunem Tuche. Diese Haar-knoten mit der Mütze sind auch bei dem Morgenanzuge der Reichen gewöhnlich. Die galanten Spanierinnen tragen auch eine Haube, die tief auf den Rücken hinabhängt, und befestigen mit einer Diamanten-Nadel ein langes weißes Mouffelin-tuch am Kopfe, welches an beyden Seiten in zwey Flügeln statt einer Schürze tief hinabfällt. Sie tragen viel Schmuck, und behängen an Sommerabenden die Haare mit leuchtenden Johanniskäfern. Die Moden verändern sich bey den Spaniern nicht so sehr, wie bey unsern Stuzern beyderley Geschlechtes.

Die Reichen halten nicht so viel auf prächtige Möbel, als auf kostbare Geschirre, häufige Bediente, schöne Wa-

gen und Pferde. In den Zimmern der Mittelklasse sieht man nur Strohsessel und einen Tisch. Eine Lampe dient zur Beleuchtung und ein Kohlenbecken zur Erwärmung. Dieses heißt man wegen der Holztheurung oft mit Rußschalen; um dieses setzt man sich rund herum an kühlen Tagen, und erwärmt sich. Der hohe spanische Adel, die *Grandes*, leben außerordentlich glänzend. Sein Hochmuth wie sein Aufwand ist gränzenlos. Seine Tafeln sind prächtig, doch ladet er nie Fremde ein. Die *Grandes* halten eigene Haustheater, worauf ihre zahlreiche Dienerschaft spielt. Nicht einmal im Sommer begeben sie sich auf das Land, daher fehlt es auch an schönen Schlössern und Landgütern. Dieses mag auch eine Ursache seyn, daß der nützliche Ackerbau dort zu wenig aufgemuntert, und so schlecht betrieben wird.

Ueberhaupt lieben die Spanier rauschendes Vergnügen aller Art. Große Gesellschaften, Musik-Konzerte, Bälle, Theater, Schauspiele der Gaukler, Seiltänzer, Springer, Kunstreiter und dergleichen sind ihre angenehmsten Unterhaltungen. Kartenspiel und Jagd sind bey ihnen nicht sehr beliebt. Aber die Stiergefechte werden in jeder nur mittelmäßigen Stadt gehalten. Ein Adlicher zu Pferd oder ein gemeiner Mann zu Fuß kämpfet mit einem wilden Ochsen, und sucht ihn mit der Lanze, mit dem Säbel oder Dolche zu erlegen. Manche Kämpfer werden bey diesem blutigen Schauspiele oft schwer verwundet.

Bey den Abendgesellschaften werden die Gäste mit gezuckertem Wasser, mit Choccolade und allerley Backwerke bedienet. Oeffentliche Bälle sind im Laude allgemein verboten, desto häufiger werden Tanzunterhaltungen in Häusern bey allen Volksklassen gegeben. Der Johannistag wird mit Musik, Spaziergängen, die darauf folgende Nacht



durch eine allgemeine Beleuchtung, selbst der Kirchthürme, gefeyert. Die Weinlese, die Kirchweihen, die Jahrmärkte sind Volksfeste: auch die Fastnacht wird mit Lustbarkeiten, und von dem gemeinen Volke mit allerley Possenspielen zugebracht. Besonders lächerlich ist hierbey, daß die Weiber eine ausgestopfte Mannsfigur in die Luft pressen, welche oft ihnen oder den Zuschauern zum allgemeinen Gelächter auf die Köpfe herabfällt.

Die Hauptstadt in Spanien ist Madrid. Sie ist auch die Residenzstadt des Königs. Sie ist mit einer hohen Mauer umgeben, hat  $3\frac{1}{2}$  Stunden im Umfange, 15 Thore, 42 freie Plätze, 7598 Häuser, 78 Kirchen, 62 Klöster, 22 Hospitäler und bey 156,000 Einwohner. Die Stadt ist größtentheils gut gebauet, die Straßen sind breit, gut gepflastert, des Nachts herrlich beleuchtet, und werden rein gehalten. Prächtige Gebäude und Verzierungen der Plätze, z. B. Springbrunnen sind wenig. Madrid hat aber viele Humanitäts- und Lehranstalten, als ein großes Hospital für Männer, ein anderes für Weiber, ein Taubstummen-Institut, wissenschaftliche Anstalten für alle Theile der Rechtsgelehrsamkeit und Arzneykunde, mehrere Bibliotheken, eine Real- und Ackerbauschule, viele Naturalien- und Kunstsammlungen u. s. w. Die öffentlichen und sehr schönen Spaziergänge liegen am Ende und vor der Stadt. Der vorzüglichste darunter heißt Prado; er ist drey Viertelstunde lang, und besteht aus mehreren Aleen, die mit Bänken und Springbrunnen versehen sind.

Das prächtigste Gebäude in ganz Spanien ist San Lorenzo el real del Escorial, ein Hieronymitenkloster. König Philipp II. hat es nach einer am 10. August im Jahre 1557 gewonnenen Schlacht gegen die Franzosen erbauet. Da die Schlacht am Tage des auf

einem Roste gebratenen heiligen Laurentz gewonnen wurde, so erhielt das ungeheure Prachtgebäude auch die Form eines Rostes. Die Handhabe desselben macht die königliche Wohnung aus. In der Mitte steht die nach der Peterskirche zu Rom erbaute sehr große Kirche mit 24 Altären, 10 Orgeln und den prächtigsten Kirchenschätzen. Unter dem prächtigen Hochaltare befindet sich das nicht minder prächtige Erbbegräbniß der königlichen Familie, Pantheon genannt. Die Bibliothek ist 36,000 Bände stark, und ungemein schön. Ueberhaupt wetteiferten alle schönen Künste mit dem Reichthume, diesen Ort bewundernswerth zu machen. Sein Umfang beträgt 8000 Fuß und seine Erbauung, welche im Jahre 1563 angefangen und 1584 vollendet wurde, kostete schon zu dieser Zeit 5,290,570 Dukaten.

---

## Der Druck der Luft. Kunststück mit einem Glas Wasser.

---

**Fritz.** Lieber Vater, Sie sagten mir einst, Sie wollten ein volles Glas Wasser umstürzen, daß kein Tropfen herausfließt.

**Vater.** Das sollst du gleich sehen. Der Vater nahm ein Glas Wasser, deckte über dessen Oeffnung ein Blatt steifes Papier, drückte mit der einen flachen Hand dasselbe an den Rand des Glases fest, kehrte das Glas um,

und hielt das Blatt mit der flachen Hand so lange an den Rand des Glases fest, bis das Wasser in umgekehrter Lage ruhig stand. Hierauf nahm er die Hand sachte weg, und siehe da! das Papier blieb am Glase, und das Wasser in demselben hängen. Das ist herrlich, sagte Fritz, aber lieber Vater, sagen Sie mir doch, wie das kommt! das Wasser drückt mit seiner ganzen Last auf das Papier, und doch fällt keines von beyden herab.

Das ist nichts anders, antwortete der Vater, als der Druck der Luft von unten, der das Wasser im Glase hängend erhält. — Der Druck der Luft? sagte Wilhelm nachsinnend, das verstehe ich wohl nicht, erklären Sie mir dieses, lieber Vater.

Ich muß dich, erwiederte der Vater, etwas mehr mit den Eigenschaften der Luft bekannt machen, sonst wirst du dir dieses nie erklären können.

Die Luft ist eine feine Materie, die unsere ganze Erde umgibt. Wir sehen sie zwar nicht, aber wir sehen ihre Wirkungen. Blätter und Zweige der Bäume werden bewegt, ohne daß sie von irgend einer sichtbaren Kraft gestossen werden, die Flügel einer Windmühle drehen sich, ein Schiff mit aufgespannten Segeln wird fortgetrieben, uns selbst jagt der Wind oft fort, daß wir Mühe haben, uns auf den Füßen zu erhalten. Der Wind, der dieses bewirkt, ist nichts anders, als wenn jene unsichtbare Materie, die wir Luft nennen, in Bewegung gesetzt wird. Wenn du einen Fächer, ein Blatt Papier oder dergleichen hin und her bewegest, so fühlst du einen kleinen Widerstand, bewegest du deine Hand gegen das Gesicht, so fühlst du einen Wind, oder die bewegte Luft; du hörst ein Pfeifen oder Rauschen, wenn du eine Gärte oder einen Zweig schnell herumschwingst, welches durch die be-

wegte Luft verursacht wird. Obwohl du die Luft nicht siehst, und auch durch die besten Vergrößerungsgläser nicht sehen kannst, so begreifst du doch jetzt, daß sie da seyn müsse. Nun wir wollen sie auch aus ihren Eigenschaften genauer kennen lernen.

Die Luft ist flüßig. Wasser, Wein, Del sind flüßig, weil man die Theile derselben leicht trennen kann. Du kannst mit der Hand durch Wasser, Wein, Del leicht durchfahren, und hierdurch den Zusammenhang der Theile trennen, aber nicht so durch Holz, Eisen, Stein, welche feste Körper sind. Die Luft ist eben so flüßig, wir fahren mit der Hand in derselben leicht hin und her.

Die Luft hat aber auch, was du nicht leicht glauben wirst, eine Schwere und ein Gewicht. Man hat eine Maschine, die man Luftpumpe nennt, womit man die Luft aus einem Körper herausziehen kann. Wenn man nun mit dieser Luftpumpe aus einer hohlen kupfernen Kugel die Luft herauszieht, so hat diese luftleere Kugel viel weniger Gewicht, als sie hatte, wie sie noch mit Luft angefüllt war.

Aber, sagte Fritz, wenn die Luft Gewicht hat, so müßte ich es doch auf der Hand fühlen, wenn ich sie offen in der freyen Luft halte. Weil Luft überall ist, so ist sie auch rund herum um mich; ich aber fühlte nicht, daß sie schwer ist, Gewicht hat, oder irgendwo durch ihre Schwere auf mich drückt. Du hast Recht, lieber Fritz: aber gehe in die Küche, stecke die flache Hand tief in den großen Wassereymer, und sag mir, ob dich das Wasser auf die Hand drückt, und ob du fühlst, daß das Wasser, welches auf deiner Hand liegt, schwer ist.

Fritz lief hinaus und versuchte es. Nun hast du wohl bemerkt, sagte der Vater, daß das Wasser ein Gewicht

hat, wie du in dem Cymer die flache Hand aufwärts hieltest?

Fritz. Das kann man nicht merken, wohl aber, wenn ich eine Flasche Wasser hereintrage, fühle ich, daß diese durch das Wasser mehr Gewicht hat, als wenn sie leer ist.

Du erinnerst dich wohl noch, fuhr der Vater weiter fort, als wir vor einigen Tagen im Bade waren, wie du bis an die Schultern im Wasser standest. Hast du wohl gefühlt, daß das Wasser auf dich drückt und schwer war.

Fritz. Nein das nicht.

Vater. Und du weißt doch, daß das Wasser schwer ist. Sieh mein Sohn, dieses kommt daher, weil das Wasser sowohl im Cymer auf deine Hand, als im Bade auf den Körper von allen Seiten gleich drückt. So ist es auch mit der Luft, sie drückt auf unsern Körper von allen Seiten gleich stark, deswegen fühlen wir den Druck nicht. Hört aber der Druck von einer Seite auf, so wird die Schwere sehr fühlbar. Wenn man zum Beyspiele zwey hohle metallene Halbkugeln, die sehr genau an einander passen, an einander füget, und mit der Luftpumpe die Luft aus denselben herausziehet, so kann man sie mit aller Gewalt nicht auseinander bringen: woher mag das kommen?

Fritz. Weil die Luft nur von der Außenseite drückt, da in der hohlen Kugel keine darin ist, die entgegen drücken kann. Jetzt kann ich mir bald erklären, wie es mit dem umgekehrten Glase Wasser zugeht. Die untere Luft drückt auf das Papier, und dieses an den Rand des Glases fest an, daß es das Wasser nicht fallen läßt, denn von oben kann die Luft auf das Wasser nicht gleich stark drücken, weil der dicke Boden des Glases es hindert. Aber sagen

Sie mir doch lieber Vater, weil ich jetzt weiß, daß die Luft ein Gewicht hat, wie schwer wiegt sie dann?

Vater. Ein Kubikfuß Luft, d. i. die Luft, welche ein Gefäß anfüllen würde, das einen Schuh hoch, breit und weit ist, wiegt nur etwas über zwey Loth; dennoch ist der Druck, den die Luft auf eine gewisse Fläche ausübt, sehr groß. Wir wollen denselben nachher zu bestimmen suchen. Vorher wollen wir noch eine dritte merkwürdige Eigenschaft der Luft betrachten, nämlich ihre Dehnkraft. Wir bemerken nämlich an der Luft ein Bestreben sich auszudehnen. Wenn man zum Beyspiele die vordere Oeffnung einer Spritze verstopft, und den Stämpel hinein treibt, so daß die Luft, welche sich in der Röhre befindet, dadurch in einen kleinen Raum zusammen gedrückt wird, so treibt sie, sobald der Druck nachläßt, den Stämpel wieder zurück. So auch bey jenem Spielwerke, welches du leythin bey den Bauernjungen gesehen hast. Sie treiben in ein Stück von einer hohlen Hollunderstaude, welches etwas über einen halben Schuh lang ist, mit dem Stämpel einen Propfen vom nassen Papiere oder Berg von der oberen Oeffnung bis zur untern fest hinein. Dann stoßen sie auf eben diese Art einen zweyten Propfen mit dem Stämpel schnell hinein, und bevor dieser über die Mitte des Rohres getrieben wird, fährt der erste mit großer Gewalt und großem Krachen in eine weite Entfernung hinaus. Was mag ihn hinaus treiben, da ihn weder der andere Propfen noch der Stämpel berührt.

Frig. Gewiß die Luft, die zwischen den zwey Propfen ist, und die durch das Hineintreiben des zweyten Propfens, gepreßt wird.

Vater. Getroffen; nun diese sucht sich auszudehnen,

und treibt den vorderen Propfen mit so vieler Gewalt hinaus. Noch ein anderes Beyspiel, aus dem du deutlich sehen kannst, wie die Luft sich auszudehnen sucht. Wenn man eine wohl zugebundene zusammengedrückte Blase, worin nur noch wenig Luft befindlich ist, unter die Glocke einer Luftpumpe legt, und nun die Luft aus der Glocke herauszieht, so schwillt die Blase stark auf; die wenige darin enthaltene Luft dehnt sich aus, sobald der Druck der Luft, die sie umgibt, vermindert wird.

Fritz. Sie sagten erst, daß der Druck, den die Luft auf eine gewisse Fläche ausübt, sehr groß ist, erklären Sie mir dieses doch deutlicher?

Der Vater ging, ohne ein Wort zu sprechen, ins Nebenzimmer, holte eine dritthalb Fuß, oder 30 Zoll lange Glasröhre von der Dicke eines starken Federkieses, die am obern Ende zugeschmolzen war. Er hielt das zugeschmolzene Ende unten, füllte dann die Röhre mit Quecksilber, verdeckte das offene Ende mit dem Finger, kehrte die Röhre um, daß das offene Ende unten war, und hielt sie so über ein darunter gestelltes Gefäß. Als er nun den Finger von der unteren Oeffnung wegzog, so fiel zwar etwas Quecksilber heraus, und es entstand oben am zugeschmolzenen Ende ein leerer Raum, aber doch nicht mehr als drey Finger breit, oder zwey Zolle: die übrigen 28 Zolle der Röhre blieben mit Quecksilber gefüllt. Nun Fritz, sagte der Vater, wie gefällt dir das? Was hält das Quecksilber in der Röhre auf, daß es nicht herabfällt?

Fritz. Nichts anders als der Druck der Luft.

Vater. Aber eben daraus können wir die Größe des Drucks der Luft abnehmen; wir sehen, daß dieser so stark ist, daß er eine 28 Zoll hohe Säule von Quecksilber

tragen kann. Wie hoch müßte wohl eine solche Wassersäule seyn, die von der Luft getragen würde. Weißt du wohl, wie vielmal das Quecksilber schwerer ist, als das Wasser?

Fritz. Vierzehnmahl, daß haben Sie mir ja erst vor einigen Tagen gesagt.

Vater. So ist also das Wasser auch vierzehnmahl leichter als das Quecksilber, wie hoch dürste also die Röhre, und in derselben die Wassersäule seyn, die von der Luft getragen würde.

Fritz. Vierzehnmahl höher oder vierzehnmahl acht und zwanzig Zoll — erlauben Sie einen Augenblick — — das macht — — drey hundert und zwey und neunzig Zoll oder — — — zwey und dreyßig Fuß, acht Zoll. Wie hoch ist dieses beyläufig?

Vater. Mehr als drey mal so hoch als dieses Zimmer.

Fritz. Aber nur eines kann ich nicht recht begreifen: warum bleibt denn nicht bei dem Kunststücke mit dem Glase das Wasser im Glase hängen: wenn man das Papier wegnimmt? Der Druck der Luft bleibt ja doch demungeachtet?

Vater. Das kommt daher, weil die untere Fläche des hängenden Wassers nicht ganz ruhig horizontal bleibt. Sobald nicht in allen Punkten der Gegendruck des Wassers gegen die Luft gleich bleibt, so steigt die Luft als die leichtere Flüssigkeit in dem Wasser in die Höhe, setzt sich über dasselbe in dem Glase, und drückt von oben her auf das Wasser, bis der Druck der Luft von oben und der Druck von unten gleich sind, und sich aufheben, da denn das Wasser vermög seiner Schwere herabfällt.

Fritz. Aber das Quecksilber fällt doch nicht aus der Glasröhre? Fällt wohl das Wasser aus derselben auch



so, wie aus dem Glase heraus, wenn kein Papier darunter gehalten wird.

Vater. Nein. Du weißt, was ich dir schon vorlängst erklärt habe, daß die Theile des Wassers an einander hängen, sich anziehen, wie man an zwey nahen Tropfen, die gleich in einander fließen, leicht sehen kann. Nun dieses Zusammenhängen der Theile des Wassers, oder die Cohäsion, wie man sie zu nennen pflegt, ist bey einer so kleinen Oeffnung schon hinreichend, die Stelle des Papiers zu vertreten, und eine ruhige zusammenhängende Fläche zu bilden; wozu auch beyträgt, daß das Wasser vom Glase angezogen wird. Wenn man diese aber dadurch zerstört, daß man die Röhre stark auf und nieder bewegt, so fällt auch aus dieser das Wasser heraus.

---

## Die Kröten.

---

Die Kröten sind für viele Menschen ein Gegenstand des Abscheues; ja einige haben eine solche Furcht vor diesen Thieren, daß schon ihr Anblick im Stande ist, sie fortzujagen, oder ohnmächtig zu machen; und wenige haben das Herz, sie anzufassen. Das macht, sie sehen garstig aus, haben etwas Ekelhaftes, Weiches, Schmutziges, Schleimiges und Träges an sich, leben in feuchten, niedrigen unreinen Dertern, haben eine langsame schleichende Bewegung, geben einen dumpfen traurigen Laut von sich,

und sind in dem übeln Rufe, daß sie, wer weiß, wie giftig seyn sollen. Doch alle diese Eigenschaften berechtigen nicht zu dem allgemeinen Hasse, womit Unverständige diese Thiere verfolgen. Man muß sich vielmehr von Jugend auf an den Anblick derselben gewöhnen, und sich nicht vor ihnen scheuen, da sie nicht schaden können. Die Natur hat ihnen gewiß ihren nützlichen Platz in der Reihe der erschaffenen Dinge angewiesen, und so leichtsüchtig sind sie gewöhnlich, so wissen sie doch die Freundschaft des Menschen zu erwidern. Der Engländer Urscolt hatte eine Kröte, die sehr zutraulich wurde. Sie hatte ihren Wohnplatz unter einer Treppe im Hause. Da man ihr sorgfältig alle Tage Würmer, Fliegen, Spinnen, Kellersasseln und Fleisch gab, so wurde sie nach und nach so zahm, daß sie alle Abende, sobald Licht im Hause angesteckt wurde, aus ihrem Schlupfwinkel hervorkam, und gleichsam ihre Nahrung forderte. Sie lebte 56 Jahre in diesem Hause, und hatte durch die reichliche Nahrung eine ungewöhnliche Größe erreicht. Zuletzt raubte ihr ein Unfall das eine Auge, woran sie starb.

Ein glaubwürdiger Naturforscher, Herr Göze in Quedlinburg, versichert, die Kröten, vor denen er sich sonst auch scheuete, in der Folge oft angefaßt zu haben, so daß er von ihrer Feuchtigkeit bespritzt, und seine Finger durch ihren Schleim verunreiniget wurden; ohne jemals Geschwulst oder sonstige Unannehmlichkeiten davon zu verspüren. Ein kleines Mädchen habe er so dreist gemacht, daß sie die Kröten mit bloßer Hand aus ihren Löchern heraus nahm, und zwar ohne allen Schaden.

Ein anderer Beobachter, Herr Townson, hat die Unschädlichkeit dieser Thiere noch mehr bestätigt. Er ließ sie ganz vertraulich auf seinem Tische herumkriechen, und

den Zucker aus seiner Zuckerdose stehlen. Die Feuchtig-  
keit, die sie in einer besondern Blase bey sich haben, die  
man sonst mit Unrecht für Gift hielt, ist nichts anders,  
als ein reines Wasser; Herr Townson hat es genau  
untersucht, und davon gekostet. Die Kröte kann näm-  
lich nicht ohne Feuchtigkeit leben. Sie trinkt aber nie  
mit dem Munde, sondern saugt bloß Feuchtigkeit durch  
die Haut ein. Diese sammelt sie in der vorhin erwäh-  
nten Blase, vielleicht damit sie Vorrath von Wasser bey  
sich habe, wenn sie von außen keines bekommen kann.  
Läßt man Kröten an der trocknen Luft und auf einem  
trocknen Boden liegen, so können sie nicht lange leben;  
wenn man sie aber nur auf nasses Löschpapier setzt, oder  
zuweilen mit einem Pinsel bestreicht, so zieht sich das  
Wasser in die Haut ein, und in der Blase sammelt sich  
der Vorrath davon. Diese Beobachtungen sollen aber  
meine jungen Leser nicht dreist machen, daß sie die Krö-  
ten, welche immer eckelhafte Thiere bleiben, mit den Hän-  
den herumbalgen. Man hat auch Beyspiele, daß die Feuch-  
tigkeit, welche sie von sich lassen, äzend ist, und kleine  
Geschwüre in der Haut verursacht.

Das Sonderbarste an den Kröten ist ihr zähes Leben.  
Man hat mehreremal lebendige Kröten in Holz und Stein  
eingeschlossen und verwachsen gefunden, die, wer weiß,  
wie viel Jahre daselbst in einer Höhlung, die genau von  
ihrem Körper ausgefüllt wurde, mochten gelebt haben.  
Hiervon einige glaubwürdige Beyspiele.

In einem Steinbruche in Schweden wurde ein Stein-  
block losgebrochen. Einer der Arbeiter zerschlug ihn, und  
inwendig saß eine lebendige Kröte, deren Rücken schwärz-  
lich, etwas gefleckt, der Bauch aber von heller Farbe war;

der ganze Körper hatte wie eine Rinde von kleinen Stückchen Stein. Die Augen waren klein, rund, goldgelb und mit einem zarten durchsichtigen Häutchen bedeckt. Auch die Oeffnung des Maules war mit einem gelblichen Häutchen verschlossen. Man fand unter derselben sowohl oben als unten im Maule zwey scharfe Zähne. Sie zeigte fast keine Bewegung, außer, daß sie die Augen schloß, wenn man sie mit einem Stöckchen gelinde auf den Kopf drückte. Als man sie stark auf den Rücken drückte, gab sie ein kaltes Wasser von sich, und starb bald darauf, vermuthlich weil ihr die nöthige Feuchtigkeit mangelte. Man wollte das Stück des Steines, worin ihre Spur abgedruckt war, abschlagen, aber es zerfiel in Stücke.

Im Jahr 1764 wurde in einem Steinbruche in Lothringen eine lebendige Kröte in einem Steinlager 45 Fuß unter der Oberfläche der Erde gefunden; und man versicherte, daß es seit 30 Jahren die sechste sey, welche man in Stein eingeschlossen gefunden habe.

Im Jahre 1771 wurde an einem Orte in Frankreich eine Mauer eingerissen, wovon man gewiß wußte, daß sie über 100 Jahre gestanden hat. Mitten in dem Mauerwerke fand man eine Kröte, die zwar nicht mehr lebte, aber allem Anscheine nach erst kürzlich gestorben seyn mußte. In einer andern Mauer, die vor mehr als 50 Jahren erbauet war, befand sich eine noch lebende Kröte.

Im Jahre 1719 fand man in der Wurzel eines mannsdicken Ulmenbaumes eine Kröte, die nur gerade so viel Raum hatte, als ihr Körper einnahm; wie das Holz gespalten wurde, kam sie heraus und ging fort. Man sah gar keine Spur oder irgend eine Oeffnung, wodurch sie hätte in das Holz hineinkommen können. Im Jahre 1751 fand man eben so eine Kröte in einem Eichenbaume.

Im Jahre 1780 fand man eine lebendige Kröte in einem starken Eichenstamme, 15 Fuß über der Wurzel dicht verwachsen, so daß sie mitten im Stammholze eingeschlossen war. Sie war von der Art getroffen, bewegte sich aber noch, und schien sehr alt und matt zu seyn. Das Holz war rings umher dicht, und ohne Ritzen und Löcher.

Im Jahre 1795 am 26. Dezember, als in einem Steinbruche ein großer, dichter Stein gespalten wurde, fand man in demselben drey lebendige Kröten, zwey große und eine kleine, die in einer länglich runden, inwendig mit einer gelblich braunen Materie lackirten Höhlung beisammen lagen. Sonst war keine sichtbare Höhlung in diesem Steine; auch war nicht die mindeste sichtbare Spur von einer Verbindung dieser Höhlung mit der äußern Luft und der Stein nahe um sie herum war eben so hart, als an den übrigen Stellen. Sie wollten sehr ungern aus ihrer Höhle heraus, wo sie, wer weiß, wie lange mochten beisammen gefessen haben; wenn man sie heraus gejagt hatte, sprangen sie immer wieder hinein. Als man sie endlich nöthigte, auf das benachbarte Gras zu springen, so hüpfen sie munter umher, und ließen sich schwer beisammen halten. Nach Verlauf einer halben Stunde waren sie alle todt.

Derley Fälle veranlaßten einen französischen Naturforscher, Herrn Herissan, folgenden Versuch mit diesen Thieren anzustellen. Er nahm den 21. Hornung 1771 drey lebendige Kröten, schloß sie in ein Kästchen, und bedeckte sie an allen Seiten mit nassem dick aufgetragenen Gyps, doch so, daß jede von der andern getrennet, und in einer eigenen Höhlung war. Der nasse Gyps, wie je-

der weiß, stockt, und wird hart, daß keine Feuchtigkeit durchdringen kann. Den 8. April 1774 — also über drey Jahre nachher — öffnete er das Kästchen, und fand die in der mittelsten Höhlung todt, vermuthlich weil sie die größte und zu sehr eingeengt war; die beyden andern aber lebten und befanden sich wohl.

Herr Bosc schloß Kröten auf dieselbe Art in Gyps ein, er fand aber vier davon nach acht Tagen todt; daß die beyden andern lebten, davon waren Oeffnungen die Ursache, durch welche die äußere Luft Zugang hatte, die man aber von außen nicht sah. Er schloß hieraus, daß eine Kröte, obgleich lange hungern, doch nicht lange ohne Luft leben kann. Er zieht obige Erzählungen von den in Steinmassen und Baumstämmen gefundenen Kröten in Zweifel, und glaubt, man habe sich durch den Schein täuschen lassen. Meine lieben Leser werden selbst die Fragen aufwerfen: Wie sind die Thiere in den Stein, in das Holz hinein gekommen? Wie lange mögen sie darin gelebt haben? Wovon mögen sie gelebt haben? In der That lauter Räthsel, die aber andere Naturkundige auf folgende Art lösen.

Das erste Räthsel: Wie sind sie in den Stein oder in das Holz hinein gekommen? läßt sich wohl kaum anders als so erklären: das Ey, aus welchem die Kröten entstehen, kam zufälliger Weise in die Materie des Steines, als dieser noch weich war, oder in den Baum, als er anfang, aus dem Kerne zu wachsen. Aus diesem Eye entwickelte sich nach und nach die Kröte, als sich die Masse, von der sie umgeben war, noch ausdehnen ließ.

Hey dem Steine könnte man zwar auch annehmen, die Thiere seyen schon erwachsen gewesen, als sie von der noch weichen Masse, die nachher zu Stein erhärtete, ein-

geschlossen wurden; aber diese Erklärung scheint sich wohl nicht bey dem Holze anwenden zu lassen.

Aber was läßt sich nun auf die zweyte Frage antworten: Wie lange haben die Thiere da in ihren Löchern gefessen? Doch wohl schon von der Zeit her, da der Stein noch weiche Masse war, und der Baum erst anfing, hart zu werden. Wenn man nun bedenkt, daß eine Eiche wohl hundert und mehrere Jahre braucht, um zu einem dicken Baume heran zu wachsen, so muß man über das Alter dieser Thiere erstaunen. Kann es wohl möglich seyn, daß sie vielleicht hundert und noch mehrere Jahre ohne Bewegung in ihrem engen Loche sollen gefessen haben, ohne ihre Füße zum Gehen, ihr Maul zum Fressen, ihre Augen zum Sehen gebrauchen zu können, und doch kann man fast nichts anders vermuthen. Merkwürdig ist es dann auch nebenher, daß sie, sobald sie aus dem Loche herauskamen, sogleich ihre Füße zu gebrauchen und fort zu laufen wußten, da sie doch so lange ohne alle Bewegung waren.

Die dritte Frage: Wovon mögen diese Thiere gelebt haben? würde, wenn man mit den beyden vorigen aufs Reine wäre, wohl die wenigste Schwierigkeit haben. Man könnte antworten: Von der Feuchtigkeit des Holzes oder Steines, in dem sie eingeschlossen waren. Denn die Steine, worin sie gefunden wurden, waren solche, welche das Wasser stark an sich fogen. Daß in den Felsen tief unter der Oberfläche der Erde Wasser sey, sieht man in den Gruben der Bergwerke, und meistens mehr als man wünscht. Im grünen Holze kann es ihnen auch nicht an Feuchtigkeit fehlen.

Ein französischer Naturkundiger erklärt es so, daß die Kröten sehr langsam verdauen, und daß sie ihre Haut,

die sie zu gewissen Zeiten abwerfen, selbst wieder verzehrten und ihr Leben dadurch erhielten.

Hier folgen noch ein Paar Geschichtchen, welche doch meine junge Leser etwas mißtrauisch gegen die Kröten machen werden, wenn sie auch Göze und Townson für ganz unschädlich erklären wollen. Besonders werden sie auf der Huth seyn, daß ihre Lieblingshunde keine verschlucken.

Im Jahre 1794 fand ein Hund in einem Gemüsegarten eine gemeine Landkröte mit Wärzchen auf dem Rücken und mit rothen Augen. Er fiel über sie her, zermalmete sie vor den Augen seines Herrn mit den Zähnen, und verschluckte sie. Gleich bekam er ein Zucken und Klappern der untern Kinnlade, und ein weißer Schaum floß ihm aus dem Munde. Er wurde traurig, fraß und trank nichts mehr, und am dritten Tage stellten sich schon Zeichen der Hundswuth ein. Man legte ihn an Ketten, und da er am vierten Tage noch deutlichere Zeichen der Wuth an sich hatte, tödtete man ihn.

Das Jahr darauf fand ein anderer Hund nach einem Regen auf der Wiese ebenfalls eine gemeine Landkröte. Er griff sie an, zerfleischte sie mit den Zähnen, verschlang sie aber nicht. Unmittelbar darauf bekam auch dieser Hund jenes krampfartige Klappern an dem untern Kinnbacken; ein weißer Geiser floß ihm gleichsam sprudelnd eine Viertelstunde lang aus dem Maule. Darauf brach er einen weißen schäumenden Schleim, und zeigte sich ganz muthlos und scheu. Durch einige angewandte Mittel wurde indessen der völligen Wuth vorgebeugt. Vielleicht wäre er ohnehin nicht ganz toll geworden, weil er die Kröte nicht verschluckt, sondern nur zerrissen, und sich gleich darauf heftig erbrochen hatte.



Diese Thatsachen verleiteten einen Naturforscher im Jahre 1809 zu Feldkirch im Vorarlbergischen den Versuch mit seinem Pudel zu machen. Er fraß die Kröte, aber nach vier Tagen hatte er alle Anzeigen der Wasserscheu, und mußte erschossen werden. Herr W\* zu Lotis ging mit seiner Dogge an einem Sommertage 1815 in sein gewöhnliches Kosthaus. Der Hund fand eine Landkröte, spielte einige Minuten mit derselben, und fraß sie stückweise auf. Noch am nämlichen Tage verlor er alle Munterkeit, und am dritten Tage wurde er von der Wuth befallen.

In Siebenbürgen hatte eine nicht sehr reinliche Hausfrau die gepuzte Martins-Gans in den Keller unbedeckt gestellt. Eine Kröte hatte sich in den Bauch derselben verkrochen, und wurde mit der Gans gebraten. Die Hausmutter bemerkte dieses erst, als die Gans schon ausgebraten war, und sagte aus Furcht vor ihrem strengen Gatten Niemanden ein Wort davon. Jene, welche von der Gans genossen hatten, wurden mit allen Zeichen der Vergiftung krank, und nur mit Mühe gerettet.

Bemerkenswerth ist es, daß die Hunde nur die lebendigen Kröten speisen, nie eine todte; auch daß so leicht kein Jagdhund, noch weniger aber die Windhunde eine Kröte verzehren. Auch hat man Beyspiele, daß Hunde die sogenannte Feuerkröte (Bombina) ohne den geringsten Nachtheil auffraßen.

---

---

## S i e g e l l a c k .

---

Ludwig. Sagen Sie mir doch, lieber Vater, woher kommt es denn, daß das Siegellack, mit dem sie den Brief versiegeln, so helle brennt?

Vater. Weil guter Gummilack und reiner Terpentin dabey ist.

Ludwig. Gummilack, Terpentin? lieber Vater, dieses alles kenne ich nicht. Sie erklären mir so gern, was ich nicht verstehe. Sagen Sie mir, ich bitte, was Gummilack und Terpentin ist.

Vater. Gummilack oder Schell-Lack auch Gummi Laccæ ist das Harz eines ostindischen Baumes. Du hast wohl auch schon in unserm Garten gesehen, daß die Kirschbäume, Aprikosen- und Zwetschkenbäume Harz ausschwitzen. Das Harz, welches jener ostindische Baum ausschwißt, ist ganz braunroth und wenig durchsichtig, es hat keinen Geschmack, und brennt am Lichte. Man hat davon dreyerley Gattungen, feines oder ganz gereinigtes, mittleres oder halb gereinigtes, und schlechtes oder ganz unreines. Je nachdem das Siegellack feiner, mittlerer oder schlechter werden soll, nimmt man von diesen Gattungen Gummilack. Terpentin ist ein bleichgelbes, etwas durchsichtiges und hartes Harz. Der feinste kommt

von dem asiatischen Terpentibaume; der nächst beste ist der venezianische, den man aus den Tannen-Nadeln auskocht, und der gemeine ist jenes Harz, das die Fichten und Tannen ausschweigen.

Ludwig. Ich erinnere mich, daß wir vor einiger Zeit im Tannenwalde einen Mann angetroffen haben, der dieses Harz von den Bäumen sammelte. Es gibt ja aber auch Terpentinöl, mit dem die Mutter leythin die Flecke aus meinem Mantel ausputzte, wie ich mit demselben an die neu angestrichene Thür so anstreifte, daß die Delfarbe allenthalben daran hängen blieb.

Vater. Dieses Harz, welches man an den Fichten und Tannen sammelt, wird in einem Gefäße, welches mit einem tief hohlen Deckel bedeckt ist, der sich in eine herabgebogene Röhre endet, am Feuer geschmolzen. Das Flüssige steigt in Dünsten in die Höhe, setzt sich in den Deckel an, trüpfelt durch die Röhre heraus, wird in einem Gefäße aufgefangen, und ist Terpentinöl. Was in diesem Gefäße, das man gewöhnlich Kolben nennt, zurück bleibt, wird, so lang es noch flüssig ist, in hölzerne Geschirre gegossen, es erhärtet, wenn es kalt wird, und ist Colophonium oder Geigenharz, welches, wenn man es statt des Terpentins zum Siegelack setzt, macht, daß dieses am Lichte schwarz brennt.

Ludwig. Woher kommt denn aber die rothe Farbe des Siegelacks.

Vater. Man mischt Zinnober oder Mennig unter das Harz und Gummilack. Zinnober wird in Bergen gegraben, und ist nichts anders, als eine Vermischung des Schwefels und Quecksilbers, welche Vermischung die Natur im Inneren der Berge bewerkstelliget. Man kann

aber auch künstlichen Zinnober bereiten, dessen rothe Farbe noch schöner, als die des natürlichen ist. Man reibt und mischt Schwefel und lebendiges Quecksilber miteinander, erhitzt die Masse beym Feuer so lange, bis sie in die Höhe steigt, und der Zinnober ist fertig.

Ludwig. Nun begreife ich, warum Sie mir so oft verbathe, den Pinsel, der in Zinnober getaucht war, abzulecken, welches ich beym Illuminiren einigemale that. — Was ist denn aber Mennig?

Water. Mennig ist eine rothe Farbe, die aus Bley bereitet wird, aber nicht so fein und kostbar als Zinnober ist. Nun werden wir bald alle Bestandtheile des Siegellacks haben. Kreide wird auch dazu genommen, damit die übrigen Materialien nicht zu leicht brennen und flüssig werden.

Ludwig. Sagen Sie mir nun auch, wie Siegellack bereitet wird.

Water. Je nachdem man eine Art Siegellack machen will, wählt man die Materialien dazu fein oder schlecht. Zum Beyspiele: zum schlechten nimmt man Mennig statt Zinnober, schlechtes Gummilack, Colosonium und unreinen Terpentin. Zu den feinen Arten nimmt man verhältnißmäßig eine größere Portion feiner Materialien. Zu dem schönen feinen Siegellack nimmt man 16 Loth Schellack, 12 Loth venezianischen Terpentin, 8 Loth Zinnober, 4 Loth feine Kreide, und  $\frac{1}{2}$  Loth Storax, welches ein wohlriechendes Harz ist. Das Gummilack wird zu Pulver gestoßen, und zuerst mit Terpentin so lange in einem feuerfesten Tiegel im Feuer gehalten, bis die Masse keine Blasen mehr gibt. Alsdann werden Farbe und Kreide, welche letztere fein gesebet seyn muß, dazu gethan, die

Masse wird fleißig umgerührt, daß sich alle Theile gleich und innig vermischen, und so lange im Feuer flüssig erhalten, bis sie so dick ist, daß sie sich in Faden ziehen läßt. Dann wird mit einem eisernen Löffel so viel Masse heraus genommen, als man zu einer Stange braucht, und auf eine Kupfer- oder Marmorplatte gelegt, die in einem Tische eingesezt ist, und durch ein darunter stehendes Becken mit Kohlen gelind erwärmet wird. Hier läßt man sie so abkühlen, daß man sich die Finger nicht verbrennt. Man nimmt dann den Glätter, das ist, ein Bret aus hartem Holze, welches oben einen Handgriff und unten eine Stahlplatte hat, und wälzt mit demselben das Siegellack auf der Platte so lange hin und her, bis die Stange durchaus gleich ist, und die Länge des Glätters hat. Andere haben auch Formen aus Gyps, die sechs und mehrere Oeffnungen haben, die so groß und so tief als eine Lackstange sind: in diese gießen sie die noch flüssige Masse, und lassen sie darin erkalten. Durch das Walzen wird die Farbe matt. Deswegen hält man die Stangen über ein gelindes Kohlenfeuer, bis ihre Oberfläche schwitzt, wodurch sie glänzend wird. Dann werden der Name des Verfertigers, gewisse Zeichen und Wappen mit einem heißen eisernen Stämpel darauf gedruckt.

Ludwig. Nun verstehe ich alles wohl. Aber wie kann man das gute Siegellack von dem schlechten unterscheiden? Es könnte sich wohl treffen, daß ich einst eines kaufen müßte.

Vater. Am sichersten ist es, wenn man das Siegellack gleich beym Lichte probirt. Es muß nach dem Siegeln eine lebhafte glänzende Farbe haben, beym Siegeln keinen widrigen Geruch geben, hell brennen, leicht

stüssig werden, und sich fest mit dem Papiere verbinden.

Ludwig. Ich habe aber auch schon Siegellack gesehen, welches beym Siegeln besonders gut riecht.

Vater. Zu diesem sind viel Storax, Bernstein, Moskus und andere derley Wohlgerüche zugesetzt; sie sind aber kein nöthiger Bestandtheil.

Ludwig. Sie haben den letzten Brief mit der Nachricht von dem Tode ihres Freundes schwarz versiegelt erhalten, wie wird dieses Siegellack bereitet?

Vater. Man nimmt statt der rothen Farbe Kienruß oder Frankfurterschwärze zu den übrigen Bestandtheilen. Bey diesem Siegellack darf viel Colosonium seyn. Man macht auch noch grünes Siegellack, wozu Grünspan, nebst etwas wenigem gelben Wachs und Bernstein, oder Gummigut, goldbraunes, wo Goldschaum, blaues, wo Ultramarin und dergleichen statt der rothen Farbe zugesetzt ist.

Ludwig. Ist es wohl schon lange, daß man das Siegellack zu verfertigen erfunden hat? Warum nennt man es auch spanisches Wachs?

Vater. Man glaubt, daß unser jetziges Siegellack um das Jahr 1550 erfunden worden ist. Man nannte es damals schon spanisches Wachs, vielleicht seiner Neuheit wegen, denn alles, was Jemanden fremd oder selten vorkam, nannte man damals wo Spanien eines der mächtigsten Reiche war, und viele neue Entdeckungen in Amerika gemacht hatte, spanisch, oder man wollte dieses neue Produkt mehr empfehlen, wenn man es für ausländisch ausgab, oder der Gebrauch desselben wurde in

den spanischen Niederlanden zuerst eingeführt. Vor Erfindung des Siegellacks siegelte man auf verschiedene Art. Die Morgenländer färbten ihren Siegelring mit einer schwarzen Farbe, und drückten ihn auf Briefe und Urkunden. Dieses thun auch jetzt noch viele, um die Ausgaben für Siegellack zu ersparen. Man bediente sich später, besonders um Briefe zu versiegeln, einer Art Thon, die man Siegelerde nannte, in der Folge aber siegelte man mit Wachs, welches verschieden gefärbt wurde, mit geschmolzenen Metallen, mit Kleister, mit Oblaten, und endlich erst mit Siegellack. Die Siegel von Wachs waren bey Urkunden meistens in Kapseln eingedrückt, um sie vor Beschädigungen zu sichern.

---

---

## Der Geburtstag.

---

Moriz, der Sohn eines Land-Edelmannes, war ein munterer und lebhafter Knabe, aber er war auch fleißig, gutgesittet und besonders mitleidig gegen Arme. Mehr als die Hälfte seines Taschengeldes theilte er unter die Nothleidenden, wußte immer den Dürftigsten zu wählen, und gab am liebsten, wenn er von Niemanden bemerkt wurde. Es kam sein eilfter Geburtstag. Da gab es Glückwünsche von allen Seiten und Angebinde in der Menge, worunter von seinen Aeltern und Großältern ansehnliche Geschenke an Geld waren; denn diese wußten, daß er immer einen guten Gebrauch davon machen würde.

Moriz war froh und vergnügt. Ha! dachte er, mein Lehrer sagte mir erst gestern: nur der feyert seinen Geburtstag recht, der an demselben anfängt, weiser und besser zu werden. Alles bereitet mir heute Vergnügen und Freuden, auch ich will andere fröhlich machen. Wäre nur Georg, der Sohn unsers Gärtnergesellen, mein Spielgesellschafter bey mir, wie gern wollte ich mein Vergnügen mit ihm theilen. Aber er liegt krank zu Hause. Er und sein Vater sind elend: ein gefährliches hitziges Fieber hält sie schon acht Tage im Bette. Werden sie



sich wohl pflegen können? Der Vater kann nichts verdienen, weil er krank ist, und die Mutter wird wohl auch um das Taglohn nicht arbeiten können, weil sie die Thyrigen pflegen muß. Niemand ist der Hülfe würdiger, als diese guten, braven Leute. — Eilig ging er in sein Studierstübchen, nahm eine Banknote von fünf Gulden, schloß sie in ein Billet, versiegelte dieses, übergab es einer alten Kindeswärterin, die er, weil sie ihn erzogen hatte, sehr liebte, und oft zu solchen wohlthätigen Sendungen brauchte; er geboth ihr strenges Stillschweigen, und schickte die Gabe dem kranken Gärtnergesellen. In dem Billette versprach er ihm, daß er seiner noch ferners gedenken wolle. Dankbar hoben die Kranken, als sie die wohlthätige Gabe erhielten, ihre matten Hände gegen Himmel, und bathen um Glück und Segen für den braven jungen Herrn. Thränen benetzten ihre blassen Wangen, und mit gerührten Herzen ließen sie ihm tausend Dank sagen.

Moritz war damit noch nicht zufrieden. Er ging zu seiner Mutter, und bath sie, ihm nur eine Bitte am Geburtstage gewiß zu gewähren. Die Mutter versprach es ihm, weil sie meinte, daß er nichts Unvernünftiges oder Schädliches begehren könnte. Da bath er sie, den Arzt des Dorfes zu den zwey Kranken zu schicken, die Arznei für sie zu bezahlen, und die nöthigen Speisen, die ihnen dieser etwa erlauben würde, zu reichen. Sorgfältig aber verschwieg er die Gabe, die er ihnen schon geschickt hatte. Die Mutter war über diese Bitte erfreuet, und da sie ihm dieselbe nie abgeschlagen hätte, so gewährte sie sie ihm am Geburtstage um desto lieber. Moritz erkundigte sich täglich um die Kranken; er war sehr besorgt, daß ihnen Suppe und andere Speisen, die der Arzt erlaubt hatte,

zur rechten Zeit geschickt wurden, und unterließ nicht, ihnen wöchentlich eine Gabe von seinem Spargelde durch die alte Wärterin zu reichen. Moritz erfuhr mit Vergnügen, daß sich die Krankheit besserte. Die Kranken genasen allmählig, und nach drey Wochen konnten sie schon das Zimmer verlassen.

Es war an einem Sonntage. Moritz war recht munter und vergnügt. Er spazierte eben mit seiner Flinte im Zimmer auf und ab, und seine gute Mutter spielte ihm den Marsch auf dem Pianoforte dazu, als der Gärtnergeselle mit seinem Sohne in das Zimmer trat. „Guter junger Herr!“ sagte da der Kleine, daß wir noch dieses Zimmer betreten können, haben wir nächst Gott Ihnen zu danken. Unser erster Gang war in die Kirche, um Gott für unsere Genesung zu danken, den zweyten Dank müssen wir Ihnen abstratten. „Wir wissen alles“, fuhr der Vater weiter fort, „Sie gaben Ihrer Mutter zuerst von unserer Krankheit Nachricht, und Sie, gnädige Frau, obwohl sie Nothleidende immer gern unterstützen, haben es gewiß noch viel lieber auf die Bitte Ihres guten Sohnes gethan. Tausend Dank Ihnen und dem guten Kinde. Aber das wissen Sie vielleicht nicht, gnädige Frau — — mir liegt es auf dem Herzen, ich sollte zwar nicht — aber ich muß es sagen — — Ihr lieber, guter Sohn hat sein Angebinde am Geburtstage mit uns Armen getheilt, und jeden Sonnabend eine reichliche Gabe uns zugesickt. Gott segne ihn dafür; Sie gnädige Frau hat Gott schon gesegnet, da er ihnen einen so guten Sohn gab.“

Moritz, der schon vorher dem Gärtnergesellen durch Zeichen Stillschweigen befohlen hatte, erröthete, wie das Geheimniß entdeckt wurde. Die Mutter aber schloß den

guten Sohn in ihre Arme, drückte ihn gerührt an das Mutterherz, und sagte: „Gutes Kind, fahre so fort, Mit-leiden mit dem Glende Anderer zu haben, und es zu lindern, wo du kannst, so wird Gottes Segen mit dir seyn.“ Der Sohn versprach es. Der Gärtnergefelle und sein Sohn gingen frohen Muthes nach Hause, und wenn sie je ihrer Herrschaft zugethan waren, so dienten sie ihr jetzt mit desto innigerer Liebe und allem Fleiße.

Moriz wuchs mit menschenfreundlichen Gesinnungen und guten Handlungen zum edlen Manne heran. Er konnte dabey immer froh seyn, er wurde von Allen geliebt und geachtet. Als er in den Besitz des väterlichen Erbgutes kam, spendete er Wohlthaten auf allen Seiten, und suchte die Dürftigen auf, um ihnen Hülfe zu reichen. Man nannte ihn den Vater der Armen, und nur dann legte er sich vergnügt zu Bette, wenn er an dem Tage eine wohlthätige Handlung verrichtet hatte. Er lebte bis ins Greisenalter, und sein Grab wurde von den Thränen der Armen benetzt. Noch jetzt wird sein Name mit Achtung genannt; und die Aeltern erzählen mit Rührung ihren Kindern, wie sie durch seine Wohlthaten unterstützt, wie sie menschenfreundlich in ihren Drangsalen von ihm getröstet worden sind.

---

---

## A e g y p t e n.

---

Da meine jungen Leser Aegypten aus der biblischen und profanen Geschichte kennen, und dasselbe auch bey den neuesten Zeitereignissen insbesondere bey dem kräftigen Widerstande, den der Vicekönig Mehmed Ali seinem Oberherrn, dem türkischen Kaiser geleistet hatte, oft nennen hören, so wird es ihnen nicht unangenehm seyn, hier zu finden, wie Aegypten jetzt beyläufig beschaffen seyn mag. Aegypten liegt an der nordöstlichen Ecke der ungeheueren Halbinsel vom heißen Afrika. Es hat eigentlich nur zwey Jahreszeiten, Sommer und Frühling. Der Sommer fängt mit Ende März an, und dauert bis in den November: Frühling ist dann, wenn bey uns Winter ist. Im Sommer ist der Himmel heiter, die Luft trocken, und unausstehlich heiß. Im April werden die Feldfrüchte schon geerntet. Gleich nach der Ernte sterben alle Pflanzen, Gräser und Gewächse von der großen Hitze ab, der Boden ist wie versengt. Nur an den Ufern des Nilstromes sieht man noch einige Melonen, Gurken. Das Land scheint öde zu seyn. Die meisten Vögel flüchten sich nach den nördlichen Gegenden, und die Landthiere werden matt und traurig, stürzen sich in den Strom, um

sich noch einige Kühlung zu verschaffen. Dieser Zustand bleibt bis zur Ueberschwemmungszeit.

Der Nil, dieser für die Aegypter so wohlthätige Fluß fängt im Anfange des Julius an, aus dem Ufer zu treten. Er verbreitet sich durch viele Kanäle allenthalben im Lande, ergießt sich immer weiter, und überschwemmt nach und nach das ganze Mittel-Aegypten oder sogenannte Nil-Thal. Die Ueberschwemmung dauert bis in den Oktober, oder bis zu Anfange Novembers. Alle Einwohner sehen derselben mit Sehnsucht entgegen. Je höher das Wasser steigt, desto weiter breitet es sich aus, befruchtet den Boden, und macht Hoffnung zu einer gesegneten Ernte für das künftige Jahr. Selten steigt das Wasser zu hoch, wo es nachtheilig ist, weil alsdann die Felder zu lange Zeit unter dem Wasser stehen, und die Bearbeitung derselben verhindert oder verspätet wird. Die Einwohner begeben sich auf die erhabneren Plätze, und warten ruhig das Fallen des Wassers ab.

Zur Ueberschwemmungszeit wird die Luft durch die Ausdünstungen des überall ausgebreiteten Wassers abgekühlt. Aegypten gleicht dann einem großen See, aus welchem die auf Hügeln gebauten Städte, Flecken und Dörfer in schöner Abwechslung hervorragen. Hochgebaute Landstraßen verbinden sie mit einander, daß man zu Lande von einem Orte in den andern kommen kann. Kleine Wälder von grünen Palmen, Akazien und andern Bäumen strecken hin und wieder ihre Wipfel aus dem Wasser hervor, und verschönern den Anblick; unzählige Boote und Fahrzeuge schwimmen auf dem unübersehbaren See. Damals kann man zu Schiffe in kurzer Zeit von der entferntesten Gegend zur andern kommen. Der

Anblick dieses Landes von einem erhabenen Orte ist zu dieser Zeit herrlich und einzig in seiner Art.

Der Frühling ist nicht so heiß: am Abende und Morgen sehr angenehm. Zu Mittag wird es zwar heiß; aber die noch feuchte Erde und erfrischende Winde kühlen die Luft ab. Da wird auf dem Felde fleißig gearbeitet; jetzt blühet und grünnet alles. Gleich nach dem Abflusse des Wassers werden die Felder bearbeitet, die Früchte gesäet, alle Gewächse sproßen hervor, und das ganze Land gleicht einer einzigen blühenden Wiese, die mit Kanälen durchschnitten ist. Im Dezember und Jänner verlieren die Bäume ihr Laub, und die neuen Blätter brechen eher hervor, als die alten abgefallen sind.

Man sagt gewöhnlich, daß es in Aegypten nicht regnet. Dieses gilt aber nur von den höheren südlichen Gegenden: in dem Theile, der nahe an dem Meere liegt, regnet es manchmal häufig und stark. Auch heftige Gewitter ohne Regen sind häufig. Den Mangel des Regens ersetzt die jährliche Ueberschwemmung des Nils und ein starker Thau, der hier im Sommer stärker als im Winter fällt. Ueberhaupt ist der Nil eine wahre Wohlthat für Aegypten.

Nebst der wohlthätigen Ueberschwemmung ist die Schifffahrt auf dem Nil leicht und bequem. Sein Wasser ist das einzige Getränk der Aegypter, und so wohlschmeckend, daß sie in der Fremde nichts mehr vermissen, als ihr Wasser aus dem Nil. Alle andern Brunnen und Quellen enthalten bitteres und salziges Wasser, das kaum zum Wässern der Felder und zum Tränken des Viehes brauchbar ist. Deswegen wird auch das Nil-Wasser allenthalben durch Kanäle hingeleitet.

Die Winde wehen häufig, und kühlen die Luft etwas

ab, und sind dadurch sehr nützlich. Aber ein Südwind, den die Eingebornen Chamsim nennen, ist sehr gefährlich. Er kommt gewöhnlich stoßweise; zum Glücke hält er nicht lange an, manchmal dauert er nur eine, zuweilen einige Stunden, selten über drey Tage. Wenn er zu wehen anfängt, trübt sich der Himmel, die Sonne scheint von dem heißen brennenden Sande, den er in den Wüsten des innern Afrika aufhebt, und mit sich fortführt, blutroth. Dieser Sand ist so fein, daß er auch in verschlossene Gemächer und Kästen dringt. Mit dem Winde kömmt zugleich die unerträglichste Hitze, die den ganzen Körper durchdringt, und kaum Athem hohlen läßt. Man kann sich an nichts abkühlen, weil alle Dinge, die sonst ihrer Natur nach kalt sind, wie Eisen, Marmor, Wasser u. dgl. schnell erhitzt werden.

Während des Windes wagt sich Niemand ins Freye; jeder verschließt sich in die abgelegensten Zimmer. Der Reisende, den dieser Wind in der Wüste überfällt, ist verloren — in einer kurzen Zeit erstickt er.

Im Allgemeinen ist die Luft in Aegypten gesund. Wenn auch manchmal die Pest in diesem Lande gewüthet hat, so ist sie gewiß von den Schiffen, die von Konstantinopel oder Smyrna kamen, durch Kleidungsstücke und Waaren dorthin verbreitet worden; aber die Augenkrankheiten sind in Aegypten sehr gewöhnlich, woran die starke Hitze, der feine Staub, und die Gewohnheit, daß sie unter freyem Himmel schlafen, und sich stark bethauen lassen, Ursache seyn mag.

Der Boden ist sehr fruchtbar; wegen der Ueberschwemmung des Nils, welcher fetten Schlamm auf die Felder bringt, ist kein Düngen nöthig. Vom schädlichen Wetter, Hagel und Schlossen hat der Landmann nichts zu fürch-

ten. Der Ackerbau erfordert auch geringe Mühe. Alle Getreidearten, Reis und Spelt oder ägyptisches Korn werden häufig gebauet. Saflor, ein Färbekraut, Safran, Zuckerrohr und der Lotusbaum, dessen Wurzeln knollig sind, und wie Kartoffeln schmecken, werden häufig gepflanzt. Hier findet man die Dattelpalme, die Papierstaude, ein Schilfgewächs des Nils, aus dessen Mark schon in ältesten Zeiten Papier verfertigt wurde; hier wachsen Senneblätter, Cassia, Aloe, Zelappe, Coloquinten, die Baumwollenstaude, Dattelbäume, und der wahre Akazienbaum, der das arabische Gummi ausschwißt. Auch der Johannisbrodbaum wird hier gepflanzt. Mit Weinhecken werden Gärten und Felder umzäunt. Die Trauben werden gegessen, aber nicht zu Wein gefeltert. Desto häufiger säet man den Opium-Mohn. Wenn dessen Köpfe noch nicht ganz reif sind, wird in dieselben ein Einschnitt gemacht, aus welchem ein Saft kömmt, der durch die Luft verdickt wird, und Opium heißt, welches be- rauscht, und den Schlaf befördert. Wenn man mehr da- von nimmt, bringt es eine Art von Wuth hervor. Es sieht schwärzlich aus, hat einen üblen Geruch und beiß- fenden Geschmack. Auch die Gesträuche, von denen man Manna sammelt, das in der Apotheke so häufig gebraucht wird, stehen in vielen Gegenden. Rosen werden in Ae- gypten allgemein gepflanzt, daher bereitet man hier viel Rosenwasser. Die Gartenblumen riechen hier stärker als die unsrigen. Doch hat Aegypten Mangel an Brenn- und Bauholz. Der gemeine Mann muß Stroh, Stauden, Schilf und Mist brennen, der Reiche läßt sich Holz aus fernen Gegenden kommen.

Die Aegypter halten viele Hausthiere: schöne und schnelle Pferde, Rindvieh, Büffel, Esel, Maulthiere zum Rei-



ten und Lasttragen, Kameele, Schaafse mit Fettschwänzen, Ziegen, auch Hunde und Katzen. Jene sogenannten tür-  
kischen Hunde, die kein Haar auf der Haut haben, leiden sie nicht in ihren Häusern, sondern viele derselben laufen in der Stadt und auf dem Lande ohne Herren herum. Hühner und Tauben werden in der Menge gezogen. Jeder, der verheirathet ist, und eine eigene Haushaltung hat, muß ein Taubenhaus halten, daher gibt es eine große Menge derselben in allen Gegenden. Im Winter, wo die Hühner nicht brüten, werden die Eier derselben künstlich ausgebrütet. Man hat Brutöfen, welche von unten so geheizt werden, daß sie eben so viel Wärme halten, als die Henne hat, wenn sie über den Eiern sitzt. In diese Öfen werden die Eier auf Stroh gelegt, die Wärme wird immer gleich erhalten, und nach 21 Tagen brechen aus den Schalen die kleinen Hühner heraus.

Die Bienenzucht wird eifrig betrieben, und hat dieses Besondere: wenn die Bäume und Felder neuerdings grün werden, so bringen die Aegypter ihre Bienenstöcke auf Schiffe; jeder Hausvater bezeichnet die seinigen mit einem gewissen Zeichen, um sie zu kennen. Ist das Schiff hinlänglich beladen, so fährt der Schiffer ab, und hält an einem Orte an, wo er glaubt, daß die Bienen viel Honig finden werden. Diese schwärmen den ganzen Tag herum, und kommen sicher des Abends mit Honig schwer beladen zurück. Nach einigen Tagen, wenn er glaubt, daß sie nicht mehr viel Honig hier finden werden, fährt er mit dem Schiffe weiter, und dieses macht er einige Monate fort, wo er dann, wenn die Bienenstöcke voll Honig sind, nach Hause zurückkehrt.

Aegypten hat auch viele schädliche Thiere. In den wüsten Gegenden gibt es Löwen, Panther, Hyänen,

Schakale, Wölfe; in andern Gegenden findet man Affen, Füchse. Nützlich sind wieder die Hasen, Fischottern, die Steinböcke, Gemsen und Gazellen; die Straußen wegen der Federn, und die Raubvögel dadurch, daß sie nach der Ueberschwemmung die Aeser wegfressen, so wie die Kraniche, Ibise und Störche, die das Land von Fröschen, Eydachsen, Schlangen und anderm Ungeziefer reinigen.

Zwey Thiere sind dem Nile fast eigen, das Nilpferd und das Krokodill. Das Nilpferd ist nach dem Elephanten fast das größte Landthier. Es wiegt 4000 Pfund; es hat ein großes Maul mit acht langen Zähnen. Es ist sehr gefräßig, nährt sich von Baum- und Feldfrüchten, liegt am Tage im Sumpfe oder Schilfe, und geht nur des Nachts seiner Nahrung nach. Da es den Getreidefeldern großen Schaden thut, so sucht man es zu fangen, oder zu erlegen, oder doch wenigstens durch Feuer zu versagen, wovor es sich fürchtet. Man streuet ihm daher Bohnen oder Wicken hin, die es begierig frißt, und die in ihm einen heftigen Durst erregen. Um ihn zu löschen, säuft es übermäßig, wovon die tocknen Bohnen und Wicken im Magen so aufschwellen, daß das Thier daran sterben muß.

Den Menschen greift es nie an, außer wenn es selbst von ihm angegriffen wird, aber mit den Krokodillen lebt es in einem ewigen Kriege. Aus seinem Specke, der gewöhnlich 1000 Pfund wiegt, siedet man Thran; die Zähne werden wie Elfenbein verarbeitet, und noch höher als dieses geschätzt; aus der Haut derselben macht man Kettrutschen und Spazierstöcke.

Gefährlicher für den Menschen ist das Krokodill, das sich im Nil und in allen großen Gewässern von

Afrika aufhält. Es ist der Gydechse an Gestalt ähnlich, 20 Fuß lang, im Rachen mit starken spizigen Zähnen und an den Füßen mit starken Klauen bewaffnet. Es sieht vor und hinter sich. Seine größte Stärke liegt im Schwanze, mit dem es Menschen und Thiere zu Boden schlägt, und kleine Schiffe umstürzet. Es kann sehr schnell laufen, zum Glücke aber außer dem Wasser sich nicht drehen und wenden. Es hält sich immer nahe am Wasser auf. Es springt auf Menschen und Thiere gierig los, schlägt sie mit dem Schwanze nieder, und verschlingt sie. Zuweilen stellt es sich todt, indem es auf dem Rücken fortschwimmt oder am Ufer liegt; läßt sich aber ein Mensch oder ein Thier dadurch täuschen, so sind sie verloren.

Aegypten hat über 3 $\frac{1}{2}$  Millionen Einwohner. Die Aegypter leben, im Ganzen genommen, sehr mäßig. Die gemeine Menschenklasse begnügt sich mit schlechtem unschmackhaften Brode von indianischer Hirse mit Wasser und rohen Zwiebeln. Die Vornehmern lieben eine Speise, die aus gekochtem Reiß, welcher stark mit Safran gewürzt, und mit Geflügel besetzt ist, und Pillau heißt, doch auch Ragouts, Haschee, Karbonaden, Tauben und anderes Geflügel, Melonen, gefüllte Gurken, Obst und Backwerk essen sie gern. Zur Nacht essen sie nur Geflügel, Gemüse und Früchte.

Alles Essen wird in kupfernen, verzinnnten Geschirren aufgetragen. Die Tischgesellschaft sitzt auf Teppichen um den Tisch herum. Servietten sind nicht gebräuchlich, rings um den Tisch herum geht ein langes Tuch, von dem jeder Gast einen Theil nimmt. Die gemeineren Leute essen auf irdenen Geschirren. Messer und Gabel sind nicht üblich; die Speisen werden schon klein zerschnitten auf

den Tisch gegeben, und mit den Fingern zum Munde gebracht.

Das gewöhnliche Getränk ist Milchwasser. Das gemeine Volk trinkt eine Art Bier, welches aus Wasser mit eingemehrtem Gerstenmehle bereitet wird. Kaffee wird sehr stark getrunken, man nimmt aber weder Milch noch Zucker dazu. Auch Orangenblüthen- oder Zimmtwasser wird hier und da getrunken.

Die übrige Lebensart der Aegypter ist sehr einförmig. Sie stehen gemeinlich früh auf, besuchen, da die meisten Mahomedaner sind, die Moscheen (ihre Kirchen), darauf die Kaffeehäuser, gehen spät zu ihren Geschäften, endigen diese so früh als möglich, und bringen die übrige Zeit mit Nichtsthun, mit Besuchen oder in den Kaffeehäusern zu. Deswegen lagen auch alle Gewerbe darnieder; wäre die Erde nicht von selbst so fruchtbar, so würde Aegypten, welches im Alterthume oft die Kornkammer genannt wurde, kaum den nöthigen Unterhalt liefern. Jetzt unter Mehmeds Ali Regierung sind Ackerbau, Gewerbe und Handel in Aufnahme, und selbst viele betriebsame Europäer haben sich in Aegypten niedergelassen. Auch die Wissenschaften werden jetzt mehr als vormals betrieben. Ehemals lernte höchstens der Sohn eines Vornehmen lesen und schreiben, und wenn es hoch kam, den Koran, (ihre Religionsbuch) verstehen. Wächst er weiter heran, so wurde ihm im Reiten Unterricht gegeben, und er lernte seine Waffen mit Geschicklichkeit führen. Jetzt werden die Söhne der Großen selbst ins Ausland geschickt, um sich in den Wissenschaften auszubilden. Selbst die Arzneywissenschaft wurde schlecht getrieben. Die Aerzte verschrieben meistens den Kranken, was ihnen am meisten schmeckte.

Auf Kleidung halten die vornehmen Aegypter viel. Unter dem Hemde tragen sie große Beinkleider und leinene oder feinlederne Pantoffel. Darüber werden sehr weite und lange gewöhnlich rothe Beinkleider angezogen. Nun kommt eine Art von Schlafrock von leichtem ostindischen oder spanischen Zeuge, darauf der Kaftan, ein Gewand von der nämlichen Gestalt, nur etwas weiter, und gewöhnlich von reicherm Stoffe. Es wird mit einem breiten kostbaren Gürtel um den Leib festgebunden, in dem ein langes großes Messer in einer metallenen Scheide steckt. Ueber den Kaftan wird wieder ein noch weiteres Kleid getragen, welches im Winter mit Pelz gefüttert ist, und über dieses kommt erst ein langer weiter Mantel vom baumwollenen Zeuge, welches das eigentliche Staatskleid ist. Der Kopfsputz ist eine Mütze von Filz oder Tuch, welche auf sehr verschiedene Art mit Leinwand oder Wolzenzeug umwunden ist.

Die weibliche Kleidung ist fast wie jene der Männer, nur daß sie gewöhnlich von feinerem Stoffe ist. Wenn Frauenzimmer ausgehen, haben sie meistens einen Mantel von Leinwand, über welchen ein noch größerer schwarzer Schleyer bis zur Erde herabhängt. Ihr Kopfsputz besteht in einem kostbaren ostindischen Tuche, das sie um den Kopf winden, und mit Edelsteinen oder mit einer doppelten Perlschnur schmücken. Macht eine vornehme Aegypterin Besuche, so nimmt sie mehrere Sklavinnen mit, die ihr ein großes Gepäck von Kleidern nachtragen. Nach dem Eintritte bey ihrer Freundin wird ihr der Mantel mit dem Schleyer abgenommen. Hat sie sich ein halbes Stündchen mit ihrer Freundin unterhalten, so lassen sich beyde umkleiden. Dieses Umkleiden wird wohl sechs- bis achtmal wiederholt, wenn der Besuch lange

dauert, und jedesmal sucht eine die Andere am Puzze zu übertreffen. An den Fingern tragen sie Ringe mit Edelsteinen, ihr Haar salben sie mit kostbaren Oelen, das Gesicht waschen sie mit Rosenwasser, ihre Kleider räuchern sie mit duftendem Aloeholze, die Augenbraunen färben sie schwarz, und die Nägel an Händen und Füßen aber Aurora=gelb.

Die Kleidung des gemeinen Mannes ist arm und schlecht. Sie besteht in einem Hemde von grober blauer Leinwand, und in einem groben schwarzen Mantel; die wenigsten tragen Weinkleider. Den Kopf bedecken sie mit einer steifen Mütze von Filz oder dickem Luche, welches mit einem Stücke von rothem, wollenen Zeuge umwunden ist. Die Weiber tragen lange leinene Weinkleider und ein weites blaues Hemd mit langen breiten Aermeln. Um den Kopf winden sie ein schlechtes Tuch; in den gestochtenen Haaren tragen sie kleine Schellen und andere Zierrathen; in den Ohren, auch in der Nase haben sie große bleyerne Ringe, auch an Füßen und Händen bringen sie solche Ringe an, und an vielen Theilen des Leibes machen sie sich schwarze und blaue Zierrathen in die Haut.

Die Wohnungen auch der Vornehmen sind von Außen sehr unansehnlich. Im Inneren sind sie zierlicher. Das Hauptgemach ist ein großer lustiger Saal, der zugleich als Wohn-, Speise-, Schlaf- und Besuchzimmer dient. Europäische Möbeln trifft man in denselben zwar nicht an, doch fehlt es auch nicht an Verzierungen. An allen Wänden läuft eine kleine bankähnliche Erhöhung umher, die meistens mit sehr kostbaren Teppichen bedeckt ist; den Fußboden schmücken schön gearbeitete Matten, die Wände sind oft mit dem schönsten Marmor belegt, und die Decke zierlich bemalt. Das Sopha ist bequem und reich verziert.

Die Frauen haben in dem Hause eine abgesonderte Wohnung, und mit ihren Sklavinnen eine eigene Haushaltung, einen eigenen Saal, eine Küche, und die übrigen Gemächer, die sie sonst nöthig haben.

Die Dächer der Häuser sind durchgängig platt, und zum Theil mit schönen Geländern umgeben, daß man in Sicherheit darauf spazieren gehen kann. Dort genießen die Aegypter die Abendkühle. Manchmal sind sie mit Blumen und kleinen duftenden Bäumen geziert; manchmal sind auch kleine Zelte darauf ausgespannt, unter welchen sie öfters schlafen. Neben den Häusern sind oft Gärten angelegt.

Die Wohnungen der Gemeinen sind größtentheils niedrige, ungesunde, schmutzige Hütten von Lehm oder Erde. Einige leben auch unter Zelten.

Die Aegypter sind von Natur gutmüthig und munter, doch ohne Bildung und Unterricht, dabey sind sie träge, abergläubisch, und ergreifen jede Gelegenheit, sich fremdes Eigenthum zu verschaffen. Daher kommen die häufigen Räubereyen in den einsamen Gegenden Aegyptens. Sie bestehlen selbst die Schiffe, die dort vor Anker liegen, und dieses machen sie auf eine eigene Art. Sie ziehen sich nackend aus, beschmieren den Körper mit Del, und schwimmen zum Schiffe. Des Nachts steigen sie hinein, zerschneiden die Stricke, woran die Ballen mit Waaren an einander befestiget sind, werfen sie ins Wasser, stürzen sich dann selbst hinein, um sie in Sicherheit zu bringen. Eine Zeitlang schwimmen sie mit ihrer Beute ganz unter dem Wasser, und kommen nicht eher mit dem Kopfe wieder zum Vorschein, bis sie sicher sind.

Die Aegypter wissen die Thiere sehr geschickt abzurichten. So lehren sie die Ziegen, daß sie die Affen auf

sich reiten lassen, und mit den Füßen wie Pferde stampfen; die Esel werden abgerichtet, auf den Hinterfüßen zu stehen; die Kameele und Hunde lernen tanzen u. s. w. Besonders besitzen die Aegypter die Fertigkeit, mit Schlangen, selbst mit giftigen ohne Schaden zu spielen. Sie tragen diese Thiere im Busen, lassen sie auf den Leib springen, und gewisse Gauckler unter ihnen essen diese Thiere zuweilen roh. Diese Leute erscheinen bey öffentlichen Aufzügen mit ungeheuren Schlangen in den Händen, welche sie um ihren Leib winden, und die sie oft mit den Zähnen zerreißen.

Die vorzüglichsten Städte in Aegypten sind: Alexandria. Diese Stadt wurde schon dreyhundert ein und dreyßig Jahre vor Christi Geburt von Alexander dem Großen erbauet. Cairo, eine Stadt mit mehr als zweymal hunderttausend Einwohnern.

---



---

## Etwas vom Schwerpuncte. Kleine Kunststücke.

---

Wenn man ein Lineal beyläufig in der Mitte quer auf den Finger legt, und so lange hin und her schiebt, bis sich weder das eine noch das andere Ende desselben herabsenkt, so sagt man, das Lineal ist im Gleichgewichte. Der Punct, auf welchem es liegt, heißt der Schwerpunct. Will ich den Schwerpunct eines Löffels finden, so lege ich ihn quer auf die Schneide eines Messers, und schiebe ihn so lange hin und her, bis er sich auf keine Seite neigt, und also im Gleichgewichte steht. Der Punct, welcher denselben unterstützt, heißt der Schwerpunct. Wiegt man eine Sache, z. B. Zucker, so legt man in die eine Wagschale den Zucker, in die andere so viel Gewicht, als der Zucker Schwere hat; dadurch kommt der Querbalken, an dem die Wagschalen befestiget sind, ins Gleichgewicht; das Zünglein, welches zwischen dem Kloben ist, steht senkrecht in demselben in die Höhe, und der Punkt unter demselben in der Mitte des Querbalkens ist der Schwerpunct. Will man den Schwerpunct an einem runden hölzernen Teller finden, so lege man dasselbe horizontal auf die Spitze eines Messers, und schiebe ihn so lange hin und her, bis er auf derselben ruhet, und dadurch vom Falle gesichert ist.

Der Schwerpunkt bey einer Kugel, die aus einerley Materie besteht, liegt im Mittelpunkte derselben.

Wenn man überhaupt den Schwerpunkt eines Körpers finden will, so hänge man ihn an einem Faden an, und stelle sich vor, daß sich der Faden mitten durch den Körper in gerader Richtung verlängere, wie bey einer Kugel, durch die mitten ein Loch gebohrt, und wo durch dasselbe der Faden gezogen ist. Der Punkt, wo dieser Faden liefe, ist der Schwerpunkt, und der Körper hat auf allen Seiten des Fadens gleich viel Gewicht. Soll also dieser Körper stehen, so muß er auf den Schwerpunkt gestellt werden; denn nur dann ist ein Körper vor dem Falle sicher, wenn er mit dem Schwerpunkte die Unterlage berührt, oder in senkrechter Linie mit der Grundfläche ist, und deswegen von allen Seiten gleich viel Gewicht hat. Der Ort, auf welchem der Schwerpunkt ruhet, heißt die Grundfläche. So ist bey den obigen Beyspielen der Finger, die Schneide, bey dem Teller die Spitze des Messers die Grundfläche.

Der Schwerpunkt berührt aber nicht unmittelbar die Grundfläche bey einem stehenden Körper, aber die Linie, welche man sich vom Schwerpunkte verlängert vorstellet, muß innerhalb der Grundfläche eintreffen. So zum Beyspiele steht der Mensch auf zwey Füßen. Der Schwerpunkt liegt in der Gegend zwischen den zwey Hüften. Ziehet man von demselben eine senkrechte Linie, so fällt sie innerhalb der Fläche, die zwischen seine Füße auf dem Boden gezeichnet werden kann. Viele tragen auf dem Kopfe die Last leichter, weil sie in gerader Linie mit dem Schwerpunkte ist, und in senkrechter Linie auf die Grundfläche drückt. Trägt man eine schwere Last vor sich mit den Händen, so wird man sich rückwärts halten,

da hingegen der, welcher etwas am Rücken trägt, sich vorwärts beugen muß. Beydes geschieht um mit dem Körper, den man trägt, im Gleichgewichte zu seyn, damit jene senkrechte Linie, die man vom Schwerpunkte zieht, nicht außerhalb seiner Grundfläche eintrifft, wo dann der Mensch fallen müßte. Die Stall-Leute tragen gewöhnlich den Pferden das Wasser in zwey Eymern zu. Sie halten in jeder Hand einen, und gehen dabey leichter, als wenn sie nur in der einen Hand einen Eymern trügen; denn mit dem einen Eymern würde der Körper außer die Linie gezogen, und durch den zweyten wird ihm das Gleichgewicht wieder gegeben.

Ein Körper kann schief, aber dennoch fest stehen, wenn jene senkrechte Linie nur nicht außerhalb seiner Grundfläche auf den Boden fällt. Der Mensch kann sich etwas vorwärts, rückwärts und auf beyde Seiten neigen, ohne zu fallen, und ohne die Füße zu verrücken, und zwar um desto mehr, je weiter seine Füße nach der Richtung, in welcher er neigen soll, auseinander stehen. Man steht daher fester, wenn man die Füße in mäßiger Entfernung vorwärts und zugleich etwas seitwärts auseinander setzt, wie die Stellung ist, welche in der Tanzkunst die vierte Position genannt wird, als wenn die Füße nahe zusammen stehen.

Ich bitte meine jungen Leser, diesen Absatz ein Paar Male aufmerksam zu durchlesen, um die Lehre vom Schwerpunkte gut zu verstehen, dann können sie sich mit folgenden Stücken, die sich auf die Lage des Schwerpunktes beziehen, einen Spaß machen.

- 1) Jemanden so zu stellen, daß er nicht auf einem Beine stehen könne.

Man lasse ihn gerade mit einer Seite an eine Wand stehen, so daß das eine Bein vom Fuße bis an die Hüfte die Wand berührt. In dieser Stellung ist er nicht im Stande, das andere Bein von der Erde zu bringen; denn sobald er es thut, ist sein Schwerpunkt nicht mehr unterstützt, und er muß fallen.

- 2) Jemanden so zu stellen, daß er nicht im Stande sey, etwas von der Erde vor seinen Füßen aufzuheben.

Man lasse ihn mit dem Rücken an einer Wand stehen, so, daß die Fersen die Wand berühren, so wird er bey jedem Versuche, sich vorwärts zu beugen, um die vor seinen Füßen liegende Sache aufzuheben, in Gefahr seyn, zu fallen, weil sein Schwerpunkt nicht mehr unterstützt ist. Man muß jedoch die Bedingung nicht vergessen, daß er die Knie nicht beugen dürfe. Daß kein Anhalten mit der Hand erlaubt werde, versteht sich von selbst.

- 3) Wie weit man um sich her etwas von der Erde aufnehmen könne.

Wenn einer sich frey hinstellt, die Füße dicht neben einander, und die Knie gerade gehalten, so ist er nicht im Stande, ein Stück Geld oder dergleichen von der Erde aufzuheben, welches etwa zwey Fuß vor ihm liegt. Mit gebogenen Knien kann er etwas weiter reichen, ohne aus dem Gleichgewichte zu kommen. Will er seitwärts etwas aufheben, so muß er den Hinteren etwas zurück biegen. Wird ihm dieß unmöglich gemacht etwa dadurch, daß man ihn wie vorhin mit dem Rücken an eine Wand stellt, so wird er nichts, was seitwärts neben seinem Fuße liegt, erreichen können; wofern er nicht den andern Fuß in die Höhe bringt, welches man ihm, um die Wette zu gewinnen, untersagen muß.

---

---

## Der Laubfrosch.

---

Der Laubfrosch unterscheidet sich von andern Fröschen durch seine Gestalt, durch seine Stimme und durch seine Lebensart. Er ist der kleinste, der behendeste und geschickteste unter den hiesigen Fröschen, grasgrün, und hat kleine runde Warzen oder Knoten an den Füßen und eine lappige Haut an der Kehle. Sowohl mit den Knoten an den Zehen als auch mit der Kehlhaut kann er sich an den Seitenwänden des Glases und an andern glatten Körpern festhalten. Dieses Festhängen an glatten senkrechten Flächen kann vielleicht eine doppelte Ursache haben. Aus den Warzen dringt eine klebrige Feuchtigkeit; auch ist der ganze Körper mit einem Schleime überzogen. Vermittelt dieser Feuchtigkeit kann er sich am Glase ankleben. Eine zweyte Ursache aber kann der Druck der Luft seyn. Die Warzen an den Zehen scheinen wie Saugkolben zu seyn. Mit diesen saugt er sich an das Glas an, und die äußere Luft hält ihn daran fest. Dieses läßt sich dadurch erproben, daß er unter der Luftpumpe, wenn man die Luft stark unter der Glocke verdünnet hat, sich nicht an den Wänden der Glocke erhalten kann, sondern immer wieder herunterfällt. Const

kann er sich mit einem einzigen Knoten des Hinterfußes an den Deckel des Glases anhängen, so daß der ganze Körper herunter hängt.

Die Stimme des Laubfrosches hat mit dem Quacken der übrigen Frösche wenig Aehnlichkeit. Sie besteht in einem anhaltenden Gequirre, welches ungefähr so klingt, wie wenn man an einem Stücke Stahl mit einer stumpfen Feile oder auch nur mit einem Messerrücken an einem steinernen Teller herunter streicht. Man kann die Laubfrösche auf diese Art täuschen und zum Schreyen bringen, wenn man ihnen, besonders des Abends diesen Ton angibt. Nur das Männchen allein läßt seine Stimme hören, und zwar nach dem dritten Jahre. Wenn er schreyet, so bläset er seine Unterkehle wie eine dicke runde Blase auf, und die Seiten fallen ihm tief ein, indem er die Luft mit Hefigkeit auspreßt. Sie schreyen gewöhnlich des Abends nach Untergang der Sonne, und des Morgens bey Anbruch des Tages, und eine Schaar solcher Laubfrösche macht ein durchdringendes Geschrey, welches man sehr weit hört, und mit dem Gerassel der Schellenschlitten verglichen werden kann.

Man findet diese Frösche überall in Europa, nur, wie man sagt, gibt es in England keine. Wenn sie in Freyheit sind, so halten sie sich im Frühjahr im Wasser auf, im Sommer aber meistens auf dem Lande, wo sie auf Bäume klettern, und sich von Fliegen, Mücken und andern Insekten nähren. Sie wissen diese Thierchen aber so geschickt von den Blättern wegzuschnappen wie die Vögel es thun. Im Winter verbergen sie sich in die Erde, und erstarren bis zum Frühlinge. Im Glase aber, in der warmen Stube pfllegt der Laubfrosch des Winters wochenlang auf einem Flecke zu sitzen, und kann zwey, drey

Monate ohne Nahrung leben. Man hält ihn in Zuckergläsern, die halb mit Wasser gefüllt sind, worin ein Burchbaumzweig und eine kleine Leiter gestellt wird. Wirft man ihm eine lebendige Fliege hinein, so erhascht er sie mit einem genau abgemessenen Sprunge, so daß er zugleich mit allen Vieren am Glase hängen bleibt. Eine todte Fliege nimmt er nie. Auch springt er nie nach einer Fliege, so lange sie sich nicht bewegt, sondern er bleibt selbst so lange still sitzen, und sieht sie mit hervorquillenden Augen unverwandt an. Sobald sie aber anfängt sich zu bewegen, so springt er mit ungemeiner Behendigkeit und Sicherheit zu, und schnappt sie weg, wobei er sich nicht sowohl der Lippen, als vielmehr seiner dicken rauhen Zunge bedient. Er frißt auch Spinnen und andere Insekten, auch läßt er sich mit Dingen täuschen, die nur ungefähr wie Insekten aussehen, und sich bewegen; so springt er, zum Beispiele, nach einem kleinen Stücke von einer getrockneten Zwetschke nicht, so lange man es ihm still hinhält und hinlegt; wohl aber, wenn man es etwa an einem Pferdhaare befestiget, so, daß es in Erzitterung geräth, und ein lebendiges Ansehen für ihn erhält.

Seine merkwürdige Empfindlichkeit gegen die Veränderung der Witterung macht ihn zu einer Art von Barometer oder Wetterpropheten, und man kann seiner Vorherverkündigung oft besser trauen, als dem Steigen und Fallen des Quecksilbers im Barometer. Wenn sich der Laubfrosch unten im Glase badet, so kann man ziemlich sicher schließen, daß es bald regnen werde. Verweilt er lange im Wasser, so wird das Regenwetter anhalten. Während des nassen Wetters hält er sich meistens im Wasser auf, und läßt sich nur durch eine Fliege oder

andere Beute bewegen, einen Sprung heraus zu machen. Ist das Wetter sehr schlimm, so ist er unruhig, oder liegt auch ausgestreckt wie todt auf dem Boden, oder macht krampfhaftige Bewegungen. Hingegen hat man gutes Wetter zu hoffen, wenn er sich am Glase oberhalb des Wassers festklebt, oder auf eine kleine Leiter klettert, die man ihm in sein Glas setzt. Auch das Schreyen der Männchen bedeutet trockene und beständige Witterung.

---

## P a p i e r.

---

Meine jungen Leser schreiben täglich auf Papier. Es wird ihnen nicht unlieb seyn, zu hören, wie das Papier gemacht wird. Freylich läßt sich schwer diese ganze Vorrichtung deutlich beschreiben. Am besten ist es, wenn man sich in der Papiermühle alles zeigen und erklären läßt. Da aber einige meiner jungen Leser vielleicht nicht Gelegenheit haben, eine Papiermühle zu besuchen, und doch wissen möchten, wie Papier gemacht wird, so will ich versuchen, es ihnen so deutlich zu erklären, als ich es nur immer kann.

Das Papier besteht nur aus einem einzigen Materiale, nämlich aus Lumpen, Hadern oder Strazen, wie man's nennen will. Es gehen eigene Leute im Lande herum, welche sie aufkaufen, und Lumpen- oder Hadersammler heißen. In Ungarn, wo die Leute allgemein die Füße mit leinenen Lappen umwickeln, werden die meisten Ha-



bern gesammelt, und Juden verhandeln dieselben häufig nach Oesterreich.

Diese Lumpen werden in der Papiermühle sortirt: der Battist und die feine Leinwand zu Postpapier, die etwas gröbere weiße Leinwand zu Kanzleypapier, die noch schlechtere zu Konzeptpapier, aus schlechter ungelöschter Leinwand und aus Rattun wird Druckpapier gemacht; die allergrößte Leinwand, Wollenzeug und unbrauchbares Papier werden zu Packpapier und Pappe, Fries und andere schlechte Wollenzeuge zu Löschpapier verwendet.

Die Lumpen werden zerschnitten. Man hat dazu in Papiermühlen eine eigene Maschine, welche das Wasser treibt, die einige Aehnlichkeit mit der Häckselade oder dem Strohschneider hat, mit dem Unterschiede, daß unten ein befestigtes Messer ist, auf welches das obere Messer, das durch ein Wasserrad auf und nieder gezogen wird, wie eine Scheere streift. Die Lumpen, welche durch eine besondere Walze zwischen die zwey Messer gezogen werden, werden von denselben, wie mit einer Scheere klein zerschnitten.

Die zerschnittenen Lumpen werden in großen Geschirren in Wasser eingeweicht, und zu einem schwachen Grade der Fäulniß gebracht. Manche geben auch ungelöschten Kalk dazu, damit sich die Lumpen leichter auflösen; aber dieses muß mit Vorsicht geschehen, weil er sie leicht zu stark auflöset; wo dann zu viele Theile durch das Wasser, welches man ablaufen läßt, weggeschwemmet werden.

Die eingeweichten Lumpen kommen dann in die Stampfmühle, wo sie zu einem Brey zerstoßen werden. Um einen Begriff von der Stampfmühle zu haben, mögen sich meine jungen Leser einen langen Trog, oder einen langen ausgehohlten Baum vorstellen, der von Innen mit

eisernen Platten ausgelegt ist. In diesen Trog, den man den Löcherbaum nennt, fallen und heben sich viele Balken, wie die Stämpel in den Mörsern. Die Balken sind an dem unteren Ende, mit dem sie in den Trog fallen, mit dickem Eisen beschlagen, und heißen die Stampfen. Ein Wasserrad treibt die Stampfen, zieht sie in die Höhe, und läßt sie wechselweise wieder fallen. In den Trog oder Löcherbaum werden die eingeweichten Lumpen gebracht, mittelst des durch eine Rinne in denselben geleiteten Wassers immer naß erhalten, und gewöhnlich durch 24 Stunden gestampft. Da in einer Papiermühle oft über 50 solche Stampfen sind, die wechselweise sich heben und wieder niederfallen, so können sich meine jungen Leser das Getöse vorstellen, das sie machen, und das man Viertelstunden weit hört. Die so bearbeiteten Lumpen heißen Halbzeug.

Diese zerstampften Lumpen oder der Halbzeug werden in einer Maschine, die der Holländer oder Rührkasten heißt, zwischen messingenen Schienen, die sich wie Teller zwey und zwey gegen einander reiben, oder zwischen einer gefurchten Walze, die über stumpfe Messer läuft, sehr fein zermalmet. Die Schienen sind an einer Walze befestiget, die durch ein Wasserrad getrieben wird. Ist der Brey fein genug, so heißt er Ganzzeug, und ist zum Papiermachen geeignet.

Dieser Ganzzeug wird in ein großes hölzernes Gefäß (in eine Bütte) geworfen, mit Wasser verdünnet, und daraus mit der Papierform Papier geschöpft. Die Papierform sieht beyläufig wie eine eingerahmte Schiefertafel aus. Das, was bey der Schiefertafel Schiefer ist, ist bey der Papierform ein Sieb von sehr feinem Draht geflochten, und eben so lang und breit als ein Bogen Papier. St-

was stärkere Drahtfäden gehen der Länge herab, welche man an den weißen Streifen in jedem Bogen Papier kennen kann, wenn man ihn gegen das Licht hält. In dem feinen Draht ist auch das Zeichen der Papiermühle, die Numer des Papierees, Wappen u. dgl. mit anderem feinen Draht geflochten, und erscheint dadurch durchsichtig, wenn man das Papier gegen das Licht hält. Mit dieser Papierform schöpft der Papiermacher aus dem mit dem Ganzzeuge gefüllten Gefäße, das man Bütte nennt, schüttelt die mit Zeug gefüllte Form etliche Male über die Bütte hin und her, damit sich das Zeug an das Sieb gleich anlegt, und das Wasser durch das Sieb durchfließt. Auf dem Siebe bleibt das Zeug zurück, welches nicht abfließen kann, weil die Rahme höher ist. Was auf dem Siebe bleibt, ist ein nasser Bogen Papier, dessen Theile aber noch nicht fest an einander hängen. Dieser nasse Bogen Papier wird aus der Rahme auf einen Filzlappen, der viereckig und größer als der Bogen Papier ist, und wie ein dichter grober Tuchlappen aussieht, umgestürzt, und auf denselben wieder ein Filzlappen gelegt. Auf diesen kommt wieder ein neu geschöpfter Bogen Papier, auf denselben ein anderer Filzlappen, und dieses geht so fort, bis zwischen hundert zwey und achtzig Filze hundert ein und achtzig Bogen gelegt sind. Einen solchen Stoß nennet man einen Pauscht oder Pusch t.

Die so geformten Bogen haben noch sehr viel Wasser in sich; daher werden sie gepreßt. Man legt den ganzen Pauscht zwischen zwey Bretter in eine große Presse, und presset ihn, wodurch das Wasser größtentheils heraus gepresset wird.

Durch das Pressen erhalten die Bogen schon Dichtigkeit, so, daß man sie ohne Gefahr, sie zu zerreißen, an-

fassen kann. Nun nimmt man jeden Bogen einzeln aus dem Filz, legt ihn auf einen glatten Stuhl, streicht ihn mit einem breiten Holz aus einander, und setzt dieses fort, bis drey Rieß gelegt sind. Dann bringt man das gelegte Papier auf den Trockenboden, und hängt es auf die hin und her gezogenen Schnüre, gewöhnlich drey Bogen über einander auf.

Das Trocknen muß so langsam als möglich geschehen, und eigentlich sollte nicht einmal starke Zugluft zukommen können. Man hält das Papier, welches im Winter getrocknet wird, für besser als das im Sommer getrocknete, auch ist es bey gleichem Zeuge immer viel weißer, aber auch weniger fest, wenn es gefriert. Das Druck- und Löschpapier ist nach dem Trocknen fertig, und wird dann geschält, d. i., die bei dem Trocknen auf einander liegenden Bogen werden von einander getrennt, gleich zusammen gelegt und gepreßt. Das Druckpapier wird auch noch geschlagen. Man bedient sich dazu eines großen Hammers, der wohl bis achtzig Pfund schwer ist. Er wird durch das Wasser getrieben; unter ihm ist eine große eiserne Platte, auf welche man den Stoß Papier legt, und den man während des Schlagens immer umdrehet. Dadurch wird das Papier glatt und fest.

Das Schreibpapier muß noch geleimet werden, damit die Buchstaben nicht durchschlagen. Dieses geschieht bey trockner Witterung im Frühlinge und Sommer. Die Papiermacher bereiten in einem großen Gefäße aus Schafsfüßen, Leimleder und allerley klebrigen Materien, wozu sie auch oft Alaun nehmen, Leimwasser, welches picht. Durch dieses Leimwasser werden die Bogen ausgebreitet gezogen und sie ziehen den Leim an. Dann werden die Bogen wieder zwischen die Filzlappen gelegt, gepreßt,

und auf dem Boden zum Trocknen aufgehängt. Dann werden sie geschält, sortirt, durch den oben beschriebenen Hammer geschlagen, in halbe Bogen gefalzet, in Bücher, Rieße und Ballen zusammen gelegt, wieder gepreßt, und in Rießen verschickt.

Die Fäserchen, die man oft an dem Papiere findet, und die sich beyhm Schreiben gern an die Federspitze anhängen, kommen von dem Filze her, zwischen welche die Bogen gelegen sind. Manches Papier hat Furchen und ist so rauh, daß sich die Feder beyhm Schreiben immer aufhält. Das kommt von den groben abgenützten Filz- und Tuchlappen, von denen sich jeder Faden in das Papier eindrückt. Auch ist es nicht gut geschlagen.

Vieles Papier hat eine blaulichte oder Milchfarbe. Die Papiermacher geben zu dem Zeug, so lange es in dem Holländer ist, und zwischen den metallenen Schienen zermalmet wird, eine blaue Farbe, die durch Wasser verdünnet ist, wodurch diese Farbe am Papiere entsteht. Das Druckpapier wird in Ballen zu 5000 Bogen, das Schreibpapier aber in Rieße zu 20 Bücher oder 480 Bogen gepackt.

In den Papier-Fabriken zu Franzenthal und Pitten in Oesterreich wird Papier auf Maschinen gemacht, die sehr kunstvoll eingerichtet sind. Dabey wird das gewöhnliche Schöpfen mit der Papierform, das Leimen und Trocknen erspart; indem durch künstliche Vorrichtungen, die sich aber nicht leicht beschreiben lassen, dieses alles durch die Maschine bewerkstelliget wird. Auf diesen Maschinen wird Papier von ungewöhnlicher Länge bis auf dreyßig und mehr Ellen verfertiget, und von der Maschine selbst in die geforderte Länge geschnitten. Diese Erfindung ist insbesondere den Tapeten-Fabrikanten will-

Kommen, welche früher zu langen Tapeten mehrere Bogen Papier an einander kleben mußten, jetzt aber das Papier in jeder beliebigen Länge erhalten können.

---

## Die Menschenretter.

---

Im Winter des Jahres 1799 waren fast alle Flüsse mit dickem Eise bedeckt. Auch der Fluß Theya in Mähren war fest zugefroren. Am 24. Hornung dieses Jahres fing es an aufzuthauen, der tiefe Schnee schmolz, ein starker Regen vermehrte das zusammenlaufende Wasser, und füllte das Beet der Flüsse so hoch an, daß das durch das Thauwetter und den Regen mürbe gemachte Eis gehoben und gebrochen wurde. Viele Flüsse traten aus dem Ufer, und überschwemmten die herumliegenden Gegenden. Der Fluß Theya ist sonst unbedeutend, aber bey starkem Platzregen und schnellem Thauwetter läuft von den Bergen eine solche Menge Wasser in denselben, daß er ungewöhnlich hoch anschwillt, die Ufer übersteigt, und große Verheerungen anrichtet. So war es auch in der Nacht vom 23. auf den 24. Hornung. Unvermuthet trat er aus den Ufern, mit entsetzlichem Krachen theilte sich das Eis, und wurde in großen Stücken gegen Bäume und Häuser von dem tobenden Wasser mit fortgerissen.

In dem mährischen Dorfe Altschallersdorf, nahe an der Stadt Znaim, lag Alles im tiefen Schläfe. Auf einmal drangen die rauschenden Fluthen in dasselbe,

die Eisschollen stießen an die Thore und Mauern, und weckten die erschrockenen Einwohner. Da war ein Winseln und Jammern im ganzen Dorfe. Das Wasser war in dem tief liegenden Theile des Dorfes bald so hoch, daß es bey den Fenstern der Stuben durchströmte. Da rettete sich, wer nur konnte, in die hochliegenden Häuser, und da man hier nicht sicher zu seyn glaubte, auf die Dächer und auf den Kirchthurm. Die geängstigten Hausthiere wurden aus den Ställen mit fortgerissen; da sah man Tische, Schränke, Bettstellen, Wiegen und anderes Hausgeräthe zwischen den Eisschollen in dem Wasser fortschwimmen; Häuser stürzten ein, und die Dächer schienen sich mit dem Eise fort zu bewegen.

Den folgenden Tag waren aber auch jene Häuser, wohin sich die Unglücklichen gerettet hatten, vom Einsturze nicht mehr frey. Das Wasser war auch dorthin gedrungen, tobte und brausete fürchterlich, und schleuderte die Eisblöcke mit gräßlichem Krachen gegen die mürben Mauern. Das Angstgeschrey, das Weinen und Wehklagen der Unglücklichen ertönte in der Luft, und überstimmte das Rauschen des tobenden Wassers. Mit einem erbärmlichen Angstgeschreye hoben sie die Hände bittend gen Himmel; die Mütter hielten ihre Säuglinge empor, und riefen um Rettung; die Kinder klammerten sich an ihre Väter und schrien um Hülfe. Manche wollten sich schon auf die Eisschollen herablassen, und auf denselben Rettung suchen; aber die Gefahr war zu groß und der Untergang wahrscheinlicher als die Rettung. „Unter den Trümmern der Häuser und zwischen den Eisschollen im Wasser werden wir unsern Tod finden“, riefen alle ängstlich, „oder hier auf dem Thurme werden wir des Hungers sterben müssen, wenn sich der liebe Gott nicht unser erbarmet, denn Rettung durch Men-

schen ist hier kaum möglich. Wer würde sich mit einem zerbrechlichen Rachen zwischen das wogende Eis wagen, um uns zu Hülfe zu kommen?“

Die Fischer der nahen Dörfer versuchten es, ihnen mit Rähnen beyzukommen, aber vergebens; sie gelangten nicht zu den Unglücklichen. Nur drey Kosaken von dem Regimente, das eben als Hülfs-corps mit andern russischen Truppen zu der österreichischen Armee marschirte, und hier in der Nähe im Quartier lag, wurden die Retter von 150 Menschen. Ohne von Jemanden aufgefordert zu seyn, bestiegen sie die zwey Rähne, mit denen die Fischer vergebens zwischen dem Eise durchzukommen gesucht hatten, stießen mit Riesenstärke das Eis, welches nahe zu dem Rahne kam, mit Haken weg, und arbeiteten aus allen Kräften, um zu den Unglücklichen zu kommen. Desters setzte sich der Rahn auf einem Eischollen fest; aber da sprang einer von ihnen muthig auf den Schollen, schob den Rahn weg, und schwang sich wieder in denselben, um mit vereinten Kräften den Rahn weiter vorwärts zu bringen. Oft war der Rahn in Gefahr, zwischen zwey Schollen zerdrückt zu werden, aber ihr Muth und ihre Stärke trogte jeder Gefahr.

Nach langer Arbeit gelangten sie zu den Unglücklichen. Diese wußten sich vor Freude nicht zu fassen, als sie ihre Retter ankommen sahen. Jeder drängte sich, um der erste in dem Rahne zu seyn, und eben dadurch hätten sie bald den Rahn umgestürzt. Die braven Kosaken nahmen aber nur so viele Personen auf einmal, als der Rahn leicht fassen konnte, darunter immer zwey oder drey Männer, die ihnen bey ihrer Arbeit helfen konnten, und jene nahmen sie am ersten auf, die an dem gefährlichsten Plage standen. Wenn sie ihren Rahn ausgeladen hatten, fuhren



sie freudig zu den andern Unglücklichen wieder zurück. Zum Glücke fing nach der vierten Fahrt das Eis an, sich zu verlaufen, die Fahrt wurde minder gefährlich und leichter, und in einem halben Tage waren alle 150 Menschen von Todesgefahr gerettet. Hätten sie die Rettung später angefangen, so würden einige unter dem Schutte der eingestürzten Gebäude und im Wasser den Tod gefunden haben, denn bald nach der dritten Fahrt stürzte ein Haus ein, aus dem sie früher mehrere Unglückliche gerettet hatten. Die Geretteten bezeigten ihren Rettern auf alle mögliche Art ihren Dank; der Herr des Dorfes wollte ihnen ein ansehnliches Geschenk geben, sie nahmen es aber nicht; und eilten zu ihrem Corps. Wird wohl das Andenken dieser Braven jemals in der Gemeinde verlöschen? Werden nicht die spätesten Enkel noch ihr Andenken segnen? Wer hätte den rohen Kosaken so viel Menschenliebe und Uneigennützigkeit zugetraut? So schlägt unter einem groben Rocke oft ein edles Herz.

---

---

## K o s a k e n.

---

Die eben erzählte Geschichte wird meine jungen Leser wohl neugierig machen, mit den Kosaken näher bekannt zu werden. Auch in dem unheilvollen Feldzuge Napoleons nach Rußland im Jahre 1812 und in dem darauf folgenden Befreyungskriege gegen diesen Zwangherrscher war so oft von diesen leichten Reitern die Rede, daß es wohl der Mühe werth ist, sie näher kennen zu lernen. Die Kosaken sind Russen, sprechen gewöhnlich russisch, und bekennen sich zu der griechischen Religion. Sie bewohnen die südlichsten und östlichsten Länder des großen russischen Reiches, bewachen von dieser Seite die unermesslichen Gränzen desselben, und haben von den Provinzen, in denen sie wohnen, den Namen; daher gibt es slobodische, saporogische Kosaken; Kosaken vom schwarzen Meere, donische, wolgaische, dubowskische, astrahansche, grabenskische, orenburgische, uralische und sibirische Kosaken. Sie machen unter den Russen einen besondern Stand aus, sie sind Gränzsoldaten, für den Krieg erzogen, bilden die irreguläre Reiterrey im russischen Heere, und entschlossene, fähige, gewandte und sehr tapfere Leute; dabey sind sie genüg-

sam und immer frohes Muthes, aber große Liebhaber des Trunkes. Ihre Anzahl im ganzen russischen Reiche beträgt über 700,000 Mann, von denen ein großer Theil Kriegsdienste thut. Die übrigen treiben Viehzucht, Jagd und Fischerey. Die Viehzucht ist ihr Hauptgewerbe; sie ziehen viele Pferde, Hornvieh, Schafe, Schweine, auch Ziegen und Bienen. Die Jagd ist ihre Hauptbelustigung: sie üben sich darin von Jugend auf, scheuen keine Mühe und Gefahr, und werden sehr geschickt in derselben. Ihre schnellen und abgehärteten Pferde leisten ihnen dabey vortreffliche Dienste. Sie erlegen die Thiere mit Kugeln, Pfeilen oder Spießen. Der Kosak zu Pferd holt einen Hasen im Laufe ein, und spießt ihn mit seiner Picke auf. Auf größere Thiere, die er im schnellsten Galoppe einholt, wirft er Schlingen, die er immer bereit hält, und fängt sie. Die beständige Uebung auf der Jagd, wo sie und ihre Pferde keine Beschwerlichkeit und Gefahren scheuen, bildet sie von Jugend auf zu entschlossenen Kriegerern. Die Fischerey betreiben die Kosaken fleißig, weil sie sehr einträglich ist. Nur so weit es die Noth fordert, beschäftigen sie sich mit dem Ackerbaue; Gartengewächse und Wein bauen sie sorgfältiger. Sie gewöhnen sich an jede Witterung, und leben an unwirthbaren Morästen und auf kahlen Felsen eben so glücklich, als in warmen fruchtbaren Gegenden. Sie kleiden sich meistens nach polnischer Art; braun und blau sind ihre Lieblingsfarben. Ihre Kost ist einfach: sie besteht aus Fischen oder Fleisch und Gemüse; ihre Wohnungen sind schlechte Hütten; nur die allernothwendigsten Geräthschaften besitzen sie, welche sie sich meistens selbst verfertigen.

Das Wort Kosak bedeutet leichte Krieger, und

die Kosaken alle sind), so zu sagen, geborne Soldaten. Ihre Hauptsache ist, die Gränze des russischen Reiches gegen feindliche Anfälle und Räubereyen zu schützen. Man kann sie daher als berittene Gränzsoldaten ansehen. So lange sie in ihrer Heimath sind, haben sie keinen Sold, welcher wegen der Menge derselben für das russische Reich zu kostspielig seyn würde: dagegen haben sie verschiedene Vorrechte. Sie sind von der Leibeigenschaft befreyet; (denn in Rußland haben noch die Adelligen Bauern und andere Unterthanen, die ihnen so eigen zugehören, wie uns ein Pferd, ein Ochs oder eine Kuh). Sie dürfen keine Steuer von ihren Besitzungen, auch keine Kopfsteuer bezahlen. Sie können sich ihr Salz und ihren Branntwein selbst bereiten, welches andern nicht erlaubt ist. Sie haben das Recht, aus ihrer Mitte Vorsteher zu wählen, von welchen sie nach eigenen Gesetzen regieret werden. Diese heißen sie Ataman oder Hetmann, d. i. Heerführer. Ihre ganze Verfassung ist militärisch. Sie werden in Stämme eingetheilt, und jeder Stamm hat seinen Hetmann, und nimmt den Namen von dem Lande an, wo sie wohnen. Wenn sie außer Land dienen, erhalten sie Sold und Verpflegung. Diejenigen, welche Kriegsdienste thun, sind in Regimenter, und diese wieder in Kompagnieen eingetheilt. Ein Regiment ist 500 bis 3000 Mann stark, und hat seine Ober- und Unteroffiziere. Von dem achtzehnten bis fünfzigsten Jahre ist eigentlich jeder Kosak Soldat. Bey ihnen gibt es keinen Unterschied des Standes, keinen Adel von Geburt, einer ist dem andern gleich; doch pflegen sie zu den Ehrenämtern meistens Jemanden aus einer Familie zu wählen, deren Abkömmlinge lange Zeit schon ansehnliche Aemter bekleidet haben. Ihre Offiziere stehen um einen

Grad niedriger, als die Offiziere der übrigen Regimenter. Jeder dienende Soldat muß außer dem Felddienste sich und sein Pferd verkösten, für seine Kleidung und Waffen selbst sorgen, und sich die Pferde anschaffen. Nur im Felde bekommen sie Sold und Proviant wie die regulären Truppen. Ein jeder hat wenigstens zwey Pferde, theils um sie zu wechseln, wenn eines müde ist, und dadurch schneller fortzukommen, theils um das Gepäck und den Proviant von dem Einen tragen zu lassen. Der Sattel ist von Holz, unter demselben liegt eine Decke von Filz, und über ihn ein ledernes Kissen, auf welchem der Kosak sitzt. Der gemeine Kosak trägt abgeschnittenes Haar und einen langen runden Bart; die Vornehmen haben nur einen Knebelbart. Sein langer tuchener Rock wird durch die Degenkuppel um den Leib fest gebunden. Die weiten leinenen Beinkleider reichen bis an die Halbstiefeln. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze, die mit Schafsfell verbrämt ist. Der Offizier ist eben so gekleidet, nur ist seine Kleidung kostbarer. Gemeinlich trägt er zwey Röcke über einander, von welchen der untere von Seide, der obere von feinem Tuche und mit goldenen Tressen und Schnüren besetzt ist. Bey jedem Regimente hat diese Kleidung eine andere Farbe. Jeder Kosak hat eine sehr lange Picke, die mit einem Föhlein geziert ist. Nebst dieser führt er einen Säbel, eine Büchse, ein Paar Pistolen, die in dem Gürtel stecken, eine Peitsche an einem kurzen Stiel, die eine Elle lang, und daumdic von Leder geflochten ist, und im Felde auch wohl eine Schlinge, mit welcher sie die feindlichen Schildwachen fangen, und mit sich fortführen. Verschiedene Kosaken haben statt der Büchse Bogen und Pfeile. Jedes Kosaken-Regiment hat

seine eigenen seidnen Fahnen, die gewöhnlich mit dem Bilde eines Heiligen geziert sind. Sie haben keine Feldmusik, keine Pagagewägen, keine Kanonen, keine Zelte. Müssen sie im Freyen längere Zeit übernachten, so errichten sie sich Hütten von Gesträuchen, oder sie holen sich aus dem nächsten Walde Stäbe, schlagen sie ins Viereck in die Erde, spannen ihre Filzmäntel darüber, und lagern sich darunter. Da der Kosak von Jugend auf an eine geringe Kost, und alle Beschwerden zu ertragen gewöhnet ist, und sich auch das meiste von seinen Kleidungsstücken und von seinem Pferdgeschirre selbst verfertigt, so ist er zum Soldaten und besonders zu dem Vorpostendienste sehr geschickt. Die Kosaken sind wie die Fühlhörner einer Armee, die den Feind in weiter Entfernung aufspüren, ihn umschwärmen, und ihm Lebensmittel und Zufuhr abschneiden. So lange die Kosaken in ihrer Heimath sind, haben die Offiziere nicht viel Ansehen; im Felde aber sind sie streng, und fordern pünktlichen Gehorsam. Die Vergehungen werden theils mit Gelde, theils mit der Peitsche bestraft. Stockprügel duldet der Kosak nie. In der Schlacht theilen sie sich in kleine Haufen, und greifen den Feind, wenn er sich in einer Linie aufgestellt hat, auf allen Seiten unter gräßlichem Geschreye mit gefällten Picken im schnellsten Galoppe an, und suchen die Linie zu durchbrechen. Gelingt ihnen dieses, so lassen sie die Picke fallen, und an einem Riemen nachschleppen, greifen zur Pistole und zum Säbel, und mekeln nieder, was sie können. Finden sie aber Widerstand, so zerstreuen sie sich plötzlich, und fliehen eiligst zu ihren Sammelplätzen zurück, greifen vom Neuen wieder an, und so lange, als sie Befehl dazu erhalten. Ist der Feind geschlagen, so verfolgen sie ihn auf ihren schnellen

und dauerhaften Pferden so lange als möglich, und suchen Gefangene zu machen, die sie allenthalben auffuchen. Beute machen ist ihr Hauptgeschäft im Kriege, und wo sie einfallen, wird alles geplündert, so daß die nachziehenden Truppen oft an dem Nothwendigsten Mangel leiden, wenn die Kosaken vor ihnen da gehauset haben. Bey dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland im Winter 1812 haben sie eine unermessliche Beute gemacht, und mancher gemeine Kosak hat sein Pferd mit dem Sattelzeug geziert, das vorher ein französischer Marschall im Staate gehabt hat. Wenn auch die Kosaken roh und ungebildet sind, so hat man doch im Kriege manche schöne Handlung von ihnen gehört.

---

---

## Der schwere Truthahn.

---

Wilhelm sah einen Truthahn in der Küche liegen. Er hob ihn bey den Füßen in die Höhe! Das ist ein schwerer Vogel, sagte er, man hat Mühe, ihn mit einer Hand in die Höhe zu bringen. Wie viel mag er wohl wiegen, lieber Vater? Leicht zwanzig Pfunde, erwiederte dieser; aber du wirst kaum glauben, daß Johann, der doch ein starker Bursche ist, ihn nicht von einem Ende des Garten zu dem andern wird tragen können. Wilhelm lachte, und glaubte, der Vater habe ihn zum Besten. Dieser aber sagte, er wolle gleich den Versuch machen.

Er ließ eine gerade Stange bringen, die sechs Fuß lang war; er band den Truthahn an das eine Ende der Stange fest, und legte sie dem Johann so auf die Schulter, daß das vordere Ende, wo er mit der Hand anfaßte, nur einen Fuß, das hintere Ende, woran der Truthahn hing, fünf Fuß lang war. Johann ging mit dieser Last nur einige Schritte, er schwankte, seine Hände vermochten nicht mehr die Last zu halten; er ließ die Stange aus, und der Truthahn lag auf der Erde.

Das ist doch sonderbar, sagte Wilhelm, so etwas hätte ich mir nicht einbilden können. Lieber Vater, ich bitte,



erklären Sie mir doch, wie das zugeht, daß Johann eine so leichte Last nicht tragen kann?

Sehr gern, wenn du gut Acht geben willst. Diese ganze Sache beruht auf dem Gesetze des Gleichgewichtes am Hebel. Unter einem Hebel wollen wir uns eine Stange vorstellen, die auf einer Unterlage so ruht, daß sie im Gleichgewichte ist: das heißt eine Stange, die wie der Querbalken an einer Wage sich auf keiner Seite herabsenket. An dieser Stange stellen wir uns drey Punkte vor; einen an jedem Ende derselben, und einen in der Mitte, mit dem sie auf einem andern Körper aufliegt, welcher der Ruhepunkt heißt. Den Körper, an dem die Stange aufliegt, wollen wir die Unterlage nennen. Wenn der Ruhepunkt gerade in der Mitte, das heißt, wenn die Stange in der Mitte auf der Unterlage aufliegt, wie bey einer gewöhnlichen Wage, so sagt man, der Hebel hat zwey gleiche Arme.

Wenn man an jedem äußern Punkte gleich viel Gewicht aufhängt, und der Hebel in der Mitte zwischen diesen beyden Punkten aufliegt, wie bey einer Wage, so bleibt der Hebel im Gleichgewichte. Du wirst oft einen Mann Kerzen an einer Stange tragen gesehen haben. Die Stange ist der Hebel; wenn er die Stange eben in der Mitte auf die Schulter auflegt, und am hintern Punkte 50 Pfund Kerzen aufgehänget hat, wie viel wird er an dem vorderen Punkte aufhängen müssen, damit die Stange im Gleichgewichte bleibt?

Wilhelm. Auch dreyßig Pfunde.

Vater. Und wie schwer ist dann die Last, welche er trägt?

Wilhelm. Zweymal dreyßig, d. i. sechzig Pfunde.

Vater. Wenn Johann seine Stange in der Mitte

auf die Schulter aufgelegt hätte, wie viel Gewicht hätte er am vordern Ende anhängen müssen, um dem Truthahne das Gleichgewicht zu halten.

Wilhelm. Zwanzig Pfunde, weil der Truthahn eben so schwer seyn mag.

Vater. Recht, da er nun statt eines Gegengewichtes seine Hände brauchte, so müßten diese so viel Kraft anwenden, als erfordert würde, eine Last von zwanzig Pfund zu heben. Wie schwer wäre da die Last gewesen, die auf seine Schulter drückte?

Wilhelm. Zwanzig Pfund hat der Truthahn, zwanzig Pfund ist das Gegengewicht, also zweymal zwanzig, d. i. vierzig Pfunde.

Vater. Je näher aber der Ruhepunkt dem einen von beyden andern Punkten gebracht wird, so daß der Hebel ungleiche Arme hat, desto mehr wächst das Gewicht an dem andern Punkte. Wir wollen dieses gleich an unserer Stange aus Erfahrung sehen. Die Stange mit dem Truthahn hat 6 Fuß. Wenn sie Johann in der Mitte auf die Schulter auflegt, wie viel hat jeder Arm derselben?

Wilhelm. Drey Schuh, weil zweymal drey sechs ist.

Vater. Und dann hat auch jeder Arm gleiches Gewicht.

Wilhelm. Ja, Sie haben mir eben gesagt, daß Johans Hände zwanzig Pfund schweres Gewicht ziehen müßten, wenn der Truthahn am andern Ende zwanzig Pfund schwer ist.

Vater. Hier drücketen also vierzig Pfunde auf seine Schulter. Ich habe aber dem Johann die Stange so aufgelegt, daß rückwärts das Ende, an welchem der Truthahn hing, fünf Fuß, das vordere Ende aber, welches er

mit der Hand anfaßte, nur einen Fuß lang war. Es wurde also die Last fünfmal vermehrt. Wie schwer war also die Last an dem hintern Arme der Stange, oder des Hebels?

Wilhelm. Fünfmal zwanzig, d. i. hundert Pfunde.

Vater. So mußte nun Johann, weil das hinterste Ende in einer fünfmal so großen Entfernung von der Unterlage, d. i. von der Schulter hing, als die Entfernung der Hand betrug, eine fünfmal so große, also hundert Pfund Kraft anwenden, um den Truthahn zu erhalten, und auf seine Schulter drückte die Stange sammt dem vordern Ende mit einer Last von hundert zwanzig Pfunde, welches der gute Johann nun freilich nicht aushalten konnte.

Wilhelm. Jetzt verstehe ich auch, warum der Tischlerjunge, der so oft Bretter hier vorbehey trägt, dieselben immer in der Mitte auf die Schulter oder auf den Kopf auflegt, damit der vordere Theil so viel Gewicht habe als der hintere. Wenn er sie weiter voran auflegete, so müßte er freylich um so viel mehr Kraft mit den Händen anwenden, um sie im Gleichgewichte zu erhalten.

Vater. Wichtig, und auf diese Art wirfst du viele Dinge leicht beurtheilen können, wenn du die Gesetze des Gleichgewichtes am Hebel gut-verstehst. So z. B. würde nicht leicht einer allein einen drey Centner schweren Stein mit den Händen von der Erde aufheben können, wohl aber mit dem Hebel. Er legt neben den Stein einen kurzen Querbalken zur Unterlage, und über denselben den spizigen Hebel, greift mit diesem unter den Stein, drückt am andern Ende den Hebel nieder, und hebt so den Stein in die Höhe. Der Stein soll also drey Centner schwer seyn, der Hebel mag sechs Fuß lang

seyn; wenn nun der Hebel, mit dem spitzi gen Ende einen Fuß lang, über die Unterlage vorsteht, wie viel Kraft wird man an dem andern Ende des Hebels anwenden müssen, um den Stein von der Erde aufzuheben?

Wilhelm. Wenn der Hebel sechs Fuß lang ist, so reicht das andere Ende fünf Fuß lang über die Unterlage hinaus. Die Kraft wird also fünfmal vermehrt, wenn man also sechzig Pfund Kraft anwendet, und den Hebel am äußersten Ende anfasset, so mag diese Kraft dem Steine das Uebergewicht halten, und ihn aufheben.

Vater. Bey einem andern Versuche wollen wir dieses genauer bestimmen. Genug, der Hebel ist eine wahre Unterstüzung für die Arbeitsleute, und der wird viel Kraft ersparen, der ihn gut zu benützen weiß. Um dich für deine Aufmerksamkeit zu belohnen, will ich dir jetzt ein kleines Kunststück lehren. Du sollst frey auf diesem Stuhle sitzen, und nicht von demselben aufstehen können.

Wilhelm. Wie? ich sollte vom Stuhle nicht aufstehen können? Das ist wohl nicht leicht möglich.

Vater. Setze dich frey auf den Stuhl hin, den Kumpf mit dem Kopfe halte senkrecht, die Schenkel lasse horizontal auf dem Stuhle ruhen, und die Beine senkrecht hinabhängen. Die Füße darfst du auf den Boden aufstellen. — Jetzt versuche aufzustehen; aber du darfst weder den Oberleib vorwärts neigen, noch die Füße, wie ich schon gesagt habe, zurücksetzen.

Wilhelm versuchte aufzustehen, aber so viel er sich auch anstrengte, so war es ihm nicht möglich. Er bath den Vater ein Gleiches zu versuchen, und meynete, weil dessen Füße länger wären und mehr Kraft hätten, so müßte er aufstehen können, aber ihm gelang es so wenig als Wilhelm. Wilhelm wollte nun auch die Ursache wissen.

Der Vater erklärte sie ihm so: In dieser Stellung liegt der Schwerpunkt des Sitzenden senkrecht über dem Gefäße. Will er sich heben, so sind seine beyden Schenkel die Hebel, welche aber an deren oberen Ende bey den Hüften die Schwere des Körpers herunterdrückt. Die Ruhepunkte sind in den Knien, und die Kraft, welche die Schwere des Körpers heben soll, ist in den Muskeln, welche die Schenkel und Beine ausstrecken. Diese Kraft wirkt aber in der angenommenen Stellung zu schief, ihre Entfernung vom Ruhepunkte ist zu klein, als daß sie die Last überwinden könnte.

---

---

## Seltene Freundschaft einer Gans zu einem Kettenhunde.

---

Auf dem Landgute Little Grove in Hertfortshire in England war eine Gans, die zu der Art gehört, die man canadische Gänse nennt, welche sonst nicht gern auf einem Hofe bleiben, sondern lieber umher streichen. Diese aber hatte gegen einen Hofhund eine solche Freundschaft, daß sie sich immer bey dessen Stalle aufhielt, und sich nur von demselben entfernte, wenn sie ihrem Futter nachging; kaum hatte sie aber gefressen, so kehrte sie sogleich nach dem Stalle zurück. So saß sie den ganzen Tag neben der Hütte ihres Lieblings. Hineinzugehen wagte sie indessen nicht, ausgenommen bey Regenwetter. Wenn der Hund bellte, so fing sie sogleich an zu gackeln, und schoß wohl gar auf die Personen, denen, ihrer Meynung nach, das Bellen galt, und versuchte sie in die Beine zu beißen. Zuweilen machte sie einen Versuch mit dem Hunde zu essen; dieses gab aber dieser, der überhaupt eine so warme Freundin mit Kaltblütigkeit behandelte, schlechterdings nicht zu. Wenn das übrige Federvieh zur Ruhe ging, so ging sie niemals mit, wenn man sie nicht mit Gewalt dazu trieb. Des Morgens, wenn sie mit den übrigen auf die Weide getrieben werden sollte, war sie

nicht von dem Hofthore wegzubringen, sondern saß den ganzen Tag davor, wo sie den Hund wenigstens sehen konnte. Man beschloß endlich, der treuherzigen Gans ihren Willen zu lassen, und sie nicht weiter mit Gewalt vom Hunde wegzutreiben, und sie konnte nun mit aller Herzlichkeit so lange bey ihm seyn, als sie wollte. Sie lief sogar des Nachts mit dem Hunde auf dem Hofe herum, wenn dieser die Runde machte; und wenn er zuweilen am Tage einen Spaziergang in das Dorf unternahm, begleitete sie ihn halb gehend und halb fliegend, um mit seinem geschwinden Reisetraße Schritt halten zu können.

Diese außerordentliche Zuneigung endigte sich nur mit dem Tode des Hundes, der zwey Jahre darauf, nachdem man sie zuerst bemerkt hatte, erfolgte. Es wurde damals allgemein geglaubt, der Hund habe die Gans einmal zufälliger Weise von dem mörderischen Anfälle eines Fuchses befreuet. Während der Krankheit des Hundes verließ sie ihn gar nicht mehr, selbst nicht einmal um ihr Futter zu suchen, und sie wäre vielleicht verhungert, wenn man ihr nicht eine Schale mit Korn zu der Hütte gesetzt hätte. Diese ganze Zeit über hielt sie sich in der Hütte selbst auf, litt nicht, daß sich Jemand derselben näherte, die Person ausgenommen, die dem Hunde oder ihr das Essen brachte. Das Ende dieses treuen Thieres war traurig. Nach dem Tode des Hundes wollte sie die Hütte lange nicht verlassen. Als man endlich einen andern Hund von fast gleicher Größe und Farbe dem Verstorbenen zum Nachfolger gab, wurde das arme Thier Anfangs getäuscht, und glaubte, es wäre noch ihr alter Beschützer. Sie ging treuherzig zu ihm in die Hütte, wurde aber von dem Hunde bey der Kehle ergriffen, und auf der Stelle ermordet. Was diese Geschichte merkwürdig macht,

ist, daß die Zuneigung der Gans zu dem Hunde entstand, da diese schon erwachsen war, daß sie sich weder gegen einen Menschen, noch gegen ein anderes Thier gefällig bezeugte: auch schien diese Zuneigung nicht bloß Gewohnheit, sondern Dankbarkeit und eine Art von Ueberlegung zum Grunde zu haben. Die Gans, die vermuthlich öfters den Fuchs gespürt haben mochte, fand sich unter dem Schutze und in der Nähe des Hundes sicher, und sie diente ihm dafür wieder, ob er es gleich nicht von ihr verlangt hatte; sie verfolgte den Feind in die Ferne, dem der an die Kette geschlossene Hund bloß die Zähne weisen konnte.

---

## B i e r.

---

Das Bier, welches häufig statt des theuren Weines getrunken wird, ist ein Getränk, das aus Samenkörnern, die Mehl in sich enthalten, gekocht wird, und durch die Gährung einen stärkeren Geschmack und Geist erhält. Die Erfindung, Bier zu brauen, fällt in die frühesten Zeiten. Schon die alten Aegyptier kannten das Bier. Die alten Deutschen tranken es als ihr gewöhnliches Getränk.

Gewöhnlich wird das Bier aus Gerste, und das bessere aus Weizen gebrauet; aber auch aus Hafer, Roggen, türkischem Korn oder Mais, aus Birkenknospen und Birkenfaß, ingleichen aus den Sprossen oder jungen Zweigen vieler Nadelgewächse kann man Bier bereiten.



Die Körner, aus welchen Bier gebrauet werden soll, müssen völlig reif, frisch und nicht verlegen seyn. Man wirft sie in große steinerne Gefäße, gießt Wasser darauf, läßt sie in einer gelinden Wärme lange stehen, und erweichen. Die Gefäße haben unten einen Zapfen, durch welchen man das Wasser öfters ablaufen läßt. Man gießt immer wieder frisches darauf. Einige breiten nur die Körner auf dem Boden aus, begießen oder bespritzen sie mit Wasser, damit sie aufschwellen.

Die so erweichten und aufgequollenen Körner werden in Haufen oder in Beeten auf einen luftigen Boden geschüttet. Sie erwärmen sich selbst und treiben Keime. Der Brauer gibt Acht, daß das Korn nicht zu schnell keime, welches in den heißen Sommermonaten leicht geschehen kann. Der Keim darf nicht länger als das Korn selbst werden, sonst wird das daraus gekochte Bier leicht sauer und kraftlos. Diese ganze Vorrichtung nennt man Malzen, und die so bereiteten Körner das Malz.

Das Malz muß getrocknet werden. Es wird in dünnen Lagen auf den Boden ausgebreitet, damit die Luft darüber wegstreichen kann, und oft umgeschaufelt. Die Sonne darf nicht darauf scheinen, sonst schlagen die Keime weiter aus. Das so getrocknete Malz nennen die Brauer Luftmalz, welches ein geistiges, wohlfeileres Bier gibt, das leicht gährt, und nicht so leicht mißrath.

Man trocknet das Malz auch durch die Wärme des Ofens. Man breitet es auf Horden von geflochtenem Draht oder von Thon, die über einen besonders dazu errichteten Ofen gelegt werden, aus, und läßt es langsam trocknen. Dieser Ofen heißt die Malzdarre, und das so getrocknete Korn das Darrmalz.

Die Keime an den Körnern taugen nicht zum Bier,

deswegen müssen sie von denselben gereinigt werden. Man schaufelt nach dem Darren das Malz so lange um, bis sich die Keime, die durch das Trocknen dürrer und spröde geworden sind, davon abstoßen und sich absondern.

Das getrocknete und von den Keimen gereinigte Malz wird auf der Mühle grob gemalen, welches man Schrotten nennt. Die so in kleine gröblichte Theile zerriebenen Körner heißen Schrott. Die Mühlen in den Brauhäusern werden gewöhnlich von Ochsen getrieben, welche auch leicht gefüttert werden können, da die Ueberbleibsel der Körner, aus welchen Bier gebrauet worden ist, gutes Futter für die Ochsen geben. Das Malz wird geschrotet, damit das Wasser besser eindringen, und die kräftigen Theile ausziehen kann.

Der Schrott wird in ein sehr großes hölzernes Gefäß gebracht, welches Maisch-Bottich heißt. Auf dem Boden des Maischbottichs liegen vier Latten, in gleicher Entfernung von einander, über welche durchlöcherete Bretter gelegt werden, die so eingerichtet sind, daß sie den ganzen Boden des Bottichs bedecken, und einen zweiten Boden bilden. Etwas über dem untern Boden des Bottichs steckt ein Zapfen oder ein Hahn, vor welchem ein Kranz von Stroh gelegt wird, damit der Schrott nicht auslaufe, wenn aus dem Bottiche abgezapft wird. Neben dem Maischbottich unter dem Hahne in einer Vertiefung steht ein kleiner Bottich, welcher Schoßfaß heißt, und der dasjenige auffasset, was aus dem Maischbottiche abgezapft wird. Nun in diese Maischbottich wird der Schrott, mit etwas Häcksel oder Spreu vermengt, damit er sich nicht zu fest an den Boden ansetze, gefüllt, und zuerst bloß mit warmem Wasser bezossen, nach und nach wird immer heißeres aufgegossen, und der Schrott, der

jezt Maische heißt, beständig umgerührt. Dieses dauert etwa anderthalb Stunden. Diese ganze Vorrichtung nennen die Brauer das Maischen oder Möschen.

Die Maische wird dann aus dem Maischbottich durch Rinnen in die Braupfanne übertragen. Die Braupfanne ist ein sehr großes, viereckiges, kupfernes Gefäß, welches auf einem Herde steht, der geheizt wird. In dieser Pfanne wird der Maisch langsam so lange gekocht, und dabey fleißig umgerührt, bis sich dieses Decoct zu Klären anfängt, und die Ueberbleibsel des Malzes, welche Träbern heißen, zu Boden sinken.

Nun wäre das Bier gebrauet. Damit es aber die Süßigkeit verliert, und länger aufbewahrt werden kann, gibt man gewöhnlich Hopfen dazu. Hopfen ist die Blüthe einer Pflanze, welche aus Wurzeln gezogen wird. In Böhmen werden eigene Hopfengärten angelegt. Die Wurzeln treiben Schößlinge, von denen man nur einige am Stocke läßt. Neben die Stöcke werden Stangen in die Erde gesetzt. Die Schößlinge wachsen hoch auf, und hängen sich mit ihren Ranken wie Weinhecken an diese Stangen. Sie treiben Blüthen, welche aus schuppenförmigen gelblichen Blättern bestehen, und einer nicht ganz ausgeblühten gelben Rose ziemlich ähnlich sind. Wenn sie reifen, riechen sie sehr stark. Sie werden dann abgepflücket, und sind sehr bitter. Diese Bitterkeit theilt der Hopfen dem Biere mit, und macht es so dauerhaft, daß es eiliche Jahre aufbewahrt werden kann. Der Hopfen wächst auch in Auen und Wäldern wild. Er windet sich an den Dornesträuchen auf, und bildet oft finstere Lauben. Der Hopfen wird gedörret, und dann verbraucht oder verschickt.

Einige brühen den Hopfen nur wie Thee an, und gießen den Extract zum Bier. Dadurch wird es stark und geistig.

Anderere bringen das Bier aus der Braupfanne wieder in den großen Bottich, und lassen es einige Zeit ruhig stehen. Darauf zapfen sie ein Schößfaß davon ab, und kochen es mit Hopfen in der Pfanne. Dieses wiederholen sie so lange, bis die Pfanne voll ist. Hat es genug gekocht, so wird es in dem Maischbottich, der gut gereinigt worden ist, und jetzt Bierbottich heißt, übertragen.

Sobald der Bierbottich voll ist, so wird das Bier in kleinere Bottiche vertheilet, damit es sich schnell abkühle. Ist es kühl genug, so wird es in den Stellbottich, oder Gährbottich gebracht, und Hefen oder Gärme dazu gegeben, damit es gähre, und dadurch stark und geistig werde.

Ist das Bier noch zu warm, so wird die Gährung zu heftig, und das Bier wird leicht sauer; ist es aber zu sehr abgekühlt, so gährt es zu langsam und zu schwach, wodurch das Bier trübe und blähend wird. Die Hefen wird durch die Gährung in die Höhe getrieben und dann abgeschöpft.

Wenn kein Schaum mehr aufsteigt, und keine Bewegung mehr im Biere zu merken ist, so wird es in Fässer gefüllt; das Faß darf aber nicht ganz voll gemacht, und der Spunt muß offen gelassen werden, damit es Raum zur Gährung habe, und die noch übrige Hefe ausstoßen kann. Wenn es so einige Tage gelegen hat, keine Hefe mehr ausstößt und klar ist, so kann es getrunken werden.

Ein gutes Bier muß hell seyn, nicht blähen, schnell wieder aus dem Körper weggehen, wenig Säure und keinen allzubittern Geschmack haben. Das Bier, welches in

Krüge und Bouteillen gezogen wird, ist gewöhnlich stärker, weil dadurch die Gährung gehemmt wird. Aber eben deswegen blähet es, weil es viel Luft und flüchtige Theile noch mit sich führt, die bey dem gut gegorenen Biere durch die Gährung abgefondert worden sind.

Das Bier, wenn es auch nicht jedem Menschen dienlich ist, kann doch, wenn es gut gebrauet ist, als ein gesundes und nahrhaftes Getränk anempfohlen werden. Für den stark arbeitenden gemeinen Mann ist kein Getränk nährender und kräftiger als gutes Bier.

---

## Der gebesserte Räuber.

---

„Gib Geld her, oder du bist des Todes!“ schrie zitternd ein junger, rüstiger Mensch, der am späten Abend beym Mondenscheine aus einem Gebüsche im Walde auf Herrn Kraftmann hervorstürzte, und ihn beym Arme ergriff. „Halt Kerl! oder ich schieße dir die Pistole vor'n Kopf.“ erwiderte Herr Kraftmann, der Stärke, Muth und Geistesgegenwart hatte, er faßte ihn bey der Brust, und schleuderte ihn zu Boden. „Gnade und Barmherzigkeit!“ schrie dieser jammernd, „ich bin kein Räuber, nur die äußerste Noth und Verzweiflung hat mich zu diesem Schritte verleitet.“ „Nun wer bist du Elender?“ fragte Herr Kraftmann mit donnernder Stimme. — „Ein unglücklicher dienstloser Bedienter — zu betteln

schäme ich mich, — zwey Tage habe ich nichts gegessen, Gnade und Verzeihung, gnädiger Herr!“

Herr Kraftmann, der sich nun wieder von der ersten Hitze erholt hatte, wünschte, daß dieses Geständniß wahr wäre. Er faßte den jungen Menschen beym Arme, befahl ihm mit durch den Wald zu gehen, redete mit ihm ernst, aber doch gütig, erkundigte sich genau um seine Lebensumstände und um seinen vorigen Lebenswandel, und schloß aus den offenherzigen reuevollen Antworten, daß der junge Mensch nicht ganz verdorben sey, und noch Hoffnung gebe, daß man ihn vollends bessern könne. Um ihn auf die Probe zu stellen, gab er ihm am Ende des Waldes nahe bey dem Städtchen, in welchem Herr Kraftmann wohnte, einen Gulden Geldes, daß er sich zu essen und zu trinken kaufen und eine Nachtherberge sich besorgen könnte. Er versprach über das Geschehene ein strenges Stillschweigen, befahl ihm am folgenden Tage um zehn Uhr bey ihm zu erscheinen, und nichts wegen des Vergangenen zu fürchten.

Herr Kraftmann, der das edelste Herz von der Welt hatte, dachte bis in die späteste Nacht über diesen Vorfall nach. Bald hoffte er, bald befürchtete er für den jungen Menschen. Er beschloß sein Möglichstes zu thun, um ihn vom Verderben zu retten, wenn er käme. Die zehnte Stunde rückte heran, und in derselben fand sich der junge Mensch ein. Schamroth und mit tiefgebeugtem Haupte trat er Herrn Kraftmann unter die Augen. Dieser nahm ihn allein in sein Zimmer. Hier stürzte der junge Mensch zu seinen Füßen, umfaßte seine Knie, bath mit vielen Thränen um Vergebung und versprach Besserung. Herr Kraftmann hob ihn auf: „Junger Mensch,“ sagte er mit eruster Stimme, „er hat einen bösen Streich aus-

führen wollen, der ihm hätte können theuer zu stehen kommen. Noth und Hunger entschuldiget nicht, einen Raub zu begehen. Ich hätte ihn gestern, wie jetzt in meiner Gewalt, und könnte ihn zur verdienten Strafe ziehen. Aber ich halte mein Wort, ich verzeihe ihm. Seine Reue gefällt mir, wenn sie nur aufrichtig ist. Bessere er sich, wie er verspricht, und halte er auch sein Wort, wie ich das meinige halten werde, so lange er seinem Versprechen treu bleiben wird. Von jetzt an ist er bey mir als Bedienter aufgenommen; verrichte er seine Dienste genau; halte er seine Hände strenge von dem zurück, was einem andern gehört; sey er redlich und emsig, so wird er an mir einen guten und freygebigen Dienstherrn haben.“

Peter, so hieß der junge Mensch, wußte sich vor Freude nicht zu fassen. Der Ton und die Miene des edlen Mannes verriethen eine gute Absicht; er ergriff seine Hand, benetzte sie mit Thränen: Vater und Retter! rief er aus, und das Wort erstarb in seiner gerührten Brust.

Nun gab Herr Kraftmann auf jeden Schritt, den Peter machte, genau Acht; die mindeste zweydeutige Handlung, die Verdacht erregen konnte, untersuchte er, ohne daß es Peter merkte, mit aller Sorgfalt; er zog von dessen vorigem Dienstherrn genaue Nachrichten über sein ehemaliges Verhalten ein, und erfuhr keine üble Nachrede. Peter trachtete mit vollem Eifer, die Liebe und Achtung seiner Herrschaft durch genaue Erfüllung seiner Pflichten zu verdienen, und es verflossen drey Jahre, ohne daß Jemand das Geringste wider ihn vorbringen konnte.

Es war an einem schönen Sommerabende, als Herr Kraftmann ganz allein auf seiner Schreibstube war. Peter machte sich darin etwas zu schaffen. Mit Thränen in den Augen trat er vor den edlen Mann hin, faste seine

Hand, drückte sie an seine Lippen, und sprach tief gerührt: „Gnädiger Herr! heute sind es volle drey Jahre, daß ich den bösen Streich im Walde verübte. Habe ich das Andenken an die böse That durch ein dreijähriges gebessertes Betragen noch nicht ganz aus Ihrem Gedächtnisse vertilgen können, so verzeihen Sie mir. Mein künftiges Betragen soll Ihnen gewiß beweisen, daß ich ganz gebessert bin.“ Braver Peter, erwiederte der edle Mann, ich kenne kein größeres Vergnügen, als ihn gebessert zu sehen, und ich glaube nun, daß er es ist. Fahre er so fort, und ich werde nie aufhören, sein Freund zu seyn.

Peter versprach immerwährende Treue, Dankbarkeit und Unhänglichkeit an Herrn Kraftmann und dessen Familie, und er hielt auch Wort. Nicht leicht wird man einen Dienstbothen finden, der seiner Herrschaft treuer, redlicher und fleißiger gedient hätte. Er nahm an den Leiden und Freuden derselben den wärmsten Antheil, und fühlte sie so, als wenn sie ihn selbst beträfen. Herr Kraftmann starb nach vielen Jahren. Peter leistete seiner Frau und seinen Kindern eben die eifrigen Dienste wie seinem Retter. Er wurde in diesem Hause grau, und als ein redlicher Dienstbothe allgemein geachtet und geliebet. Die ganze Geschichte wäre unbekannt geblieben, hätte sie Peter nicht als Greis Kraftmanns erwachsenen Söhnen mit vieler Nührung erzählt, und dabei dankbar die Asche seines Retters gesegnet.

---



---

## Die Buschmänner.

---

Am Cap in Süd-Afrika lebt eine Gattung Menschen, die man eben so leicht für Affen halten könnte. Man nennt sie Buschmänner. Sie leben auf der untersten Stufe der menschlichen Bildung, und alle Versuche, sie der übrigen menschlichen Gesellschaft näher zu bringen, waren bis jetzt fruchtlos. Die Buschmänner sind klein, und von Hunger wie ausgedörret. Die Männer sind kaum vier Schuh hoch, die Weiber in der Regel noch kleiner: beyde häßlich, grundhäßlich, daß man sie ohne Ekel und Abscheu nicht ansehen kann. Ihre Gesichtsfarbe ist lichter als der andern Landeseingebornen, der Hottentotten und Beetjuanen; nur kann man wegen des Schmutzes, der ihren ganzen Körper beständig bedeckt, selten die Farbe ihrer Haut erkennen. Ihr Auge ist lebhaft, rollt sich aber in wilden Blicken herum, und alle ihre Gebärden sind leidenschaftlich.

Sie haben gar kein Eigenthum, gar keinen Begriff von Mein und Dein. Treibt sie der Hunger, so suchen sie irgendwo etwas zu erhaschen; für den künftigen Morgen zu sorgen, fällt ihnen nie bey. Haben sie etwas zu essen, so verschlucken sie es mit thierischer Begierde, und haben sie nichts, so hungern sie mit beyspielloser Entsaugung zwey, drey, vier Tage lang. Ihr einziger Hauptnahrungszweig ist die Jagd. Sie jagen Affen, Löwen, Straußen, Antilopen und andere Thiere. Sie haben kein

anderes Eigenthum als manchmal einen Hund. Sie schießen mit Pfeilen, welche sie in das Gift getödteter Schlangen getaucht haben. Ist das Thier erlegt, so schneiden sie die Wunde, in welche das Gift gedrungen, aus, und verzehren die Beute bis auf den letzten Knochen. Von Aufbewahren auf eine andere Mahlzeit ist bey ihnen keine Rede.

Seekühe und Elephanten fangen sie in großen Gruben, wo sie das Thier, dessen Haut ihre Pfeile nicht durchdringen, eines qualvollen Todes langsam sterben lassen, und es dann mit größtem Appetit verzehren. Die Straußen-Nester suchen sie der Eyer wegen fleißig auf; Schlangen, Heuschrecken und Ameisen nebst den Ethern der letztern sind ihnen die süßesten Leckerbissen. Den Schlangen, mit dessen Gifte sie ihre Pfeile bestreichen, beißen sie den Kopf ab, und behaupten, daß nachher der Genuß dieses Leckerbissens ihnen ganz unschädlich sey.

Bleiben ihnen alle diese schmachhaften Bissen aus, so nähren sie sich von mehrerley Arten von wilden Liliengewächsen, von denen sie die Zwiebeln am liebsten essen; reichen auch diese nicht hin, um ihr elendes Leben zu fristen, so wird ein paar Tage gehungert, oder sie gehen auf Raub aus, was nach ihren Begriffen gar nichts Widerrechtliches ist. Sie sehen das Eigenthum anderer völlig für ein Gemeingut an, welches jedem, und also auch ihnen gehört. Da aber ihre Nachbarn, die europäischen Kolonisten (Ansiedler aus Europa), und die eingebornen Hottentotten und Beetjuanen ihr Eigenthum gegen jeden Raub beschützen, so glauben die Buschmänner, daß sie dadurch beeinträchtigt werden, und suchen das, was man ihnen nach ihren Begriffen freywillig geben sollte, durch List an sich zu reißen. Dadurch wird diese rohe

Menschenklasse den Bewohnern dieser Gegend lästiger, als eine gewöhnliche Landplage; denn diese währt nur kurze Zeit, diese Strauchdiebe sind aber immer bey der Hand.

Die vormalige holländische Regierung am Cap faste den edlen Entschluß, diese Buschmänner nach und nach der menschlichen Gesellschaft mehr zu nähern, und sie allmählich in vernünftige, arbeitsame Menschen umzubilden. Sie befahl den Kolonisten, sie zu schonen, und als Menschen zu behandeln. Es war daher scharf untersagt, auf keinen derselben, wenn er auch auf einem Raube betroffen würde, zu schießen, sondern es ward jedem empfohlen, sich mit ihnen durch eine freywillige Gabe in Güte abzufinden. Man hegte zugleich Hoffnung, stufenweise die Buschmänner an den Umgang mit den gebildeten Kolonisten zu gewöhnen und dieses heidnische Volk zum Christenthume zu bekehren. Allein alle Versuche mißlang; Güte fruchtete nichts. Nur Strenge ist im Stande, dieses raubgierige Volk im Zaume zu halten, und die Engländer, die sich im Jänner 1806 in den Besitz des Caps setzten, haben ernste Maßregeln zur Sicherung des Eigenthums ihrer Kolonisten gegen die hinterlistigen Angriffe der Buschmänner ergreifen müssen.

Diese Angriffe geschehen von den Buschmännern nie im offenen Felde, sondern immer heimlich und mit der ausgesuchtesten Schlaubeit. Sie sehen, was keinem Europäer möglich ist, anderthalb Meilen weit, mit der bestimtesten Genauigkeit. Gegenstände, die wir mit dem vollkommensten Fernglaste noch nicht wahrnehmen, sieht der Buschmann mit bloßem Auge so genau, daß er sie ganz bestimmt zu unterscheiden weiß. Sein Pfeil trifft immer auf den Punkt, wo er Menschen und Thieren tödt-

lich ist. Spannt er die Sehne seines furchtbaren Bogens, so ist der Gegenstand, auf den er lauert, ohne Rettung verloren, denn er schießt seinen vergifteten Pfeil nicht eher ab, als bis er das, was er schießen will, gewiß auf dem Korne hat, darum fehlt er nie.

Der Mensch oder das Thier, auf welche der Buschmann den Todespfeil zückt, nehmen ihn gar nicht wahr, denn er schießt nur bey der Nacht, oder hinter einem Strauche versteckt, oder auf die Erde platt hingelegt, wo er sich in eine Furche oder Vertiefung drückt: hier kann man ihn wegen seiner schmutzigen Körperfarbe vom Erdboden gar nicht unterscheiden. Wird er verfolgt, so ist kein Europäer im Stande, ihn einzuholen. Er läuft so geschwind als ein Pferd im Galopp, und schwimmt wie ein Al durch die reißendsten Ströme, die sich seiner Flucht entgegenstellen.

Der Buschmann trinkt wie ein Thier: er legt sich platt auf den Bauch an das Ufer, und bringt das Maul zum Wasser. Die Kaffern und Hottentotten, (wilde Eingeborne des Caps) hingegen hocken sich neben den Strom, und werfen das Wasser mit den beiden Vorderfingern ins Maul. Aus hohler Hand trinkt kein süd-afrikanischer Wilder.

Die Buschmänner leben ohne Heimath; sie sind nirgends zu Hause, und haben weder Hütte noch Höhle, vielweniger ein Haus. Sie schweifen beständig herum, und des Nachts liegen sie wie die Thiere in ihrem Lager oder Neste. Ein solches Lager, welches sie sich aus einem Strauche, der ein sehr weiches Laub hat, (Tarchonantus) bereiten, hat völlig die Gestalt und das Ansehen eines Vogelnestes; die Zweige des Strauches sind in der Runde aus einander gebogen, und im Grunde liegt Heu, Laub

und Wolle. In Ermanglung eines solchen Strauches scharren sie Löcher in den Sand, von höchstens 6 Schuh im Durchmesser, und darin liegt der Buschmann mit seinen Kindern und Weibern. Sie kugeln sich in diesem engen Raume zusammen, ziehen Beine, Köpfe und Hände eng an einander, und decken sich mit dem Felle eines Zafals oder Schafes zu, daß man in so einem Neste gar keinen Menschen vermuthen sollte.

Wer das erstemal einen Buschmann zu Gesicht bekommt, hält ihn gewiß eher für einen Affen als einen Menschen. Des Haares Farbe ist wegen des Schmutzes nicht zu bestimmen, sein Bart ist spitzig. Stirn, Nase und Kinn sind mit einem schwarzen Schmutze überzogen, nur um die Augen hat er einen weißen Ring von den Thränen, die ihm der Rauch seines Tabacks und Feuers entlockt. Das lebhafteste rasche Rollen und Drehen der Augen und die unaufhörliche Beweglichkeit seiner Augenbraunen lassen kaum einen Zweifel übrig, daß man einen Affen vor sich habe. Eine affenmäßige Begierde, ein schelmisches und mißtrauisches Lauern, eine furchtsame Scheu und bößhafte Tücke wechseln immer in seinem häßlichen Gesichte. Dagegen ist kein Zug von Gefühl, von menschlichem Gemüthe in denselben bemerkbar.

Gibt man ihm zu essen, so streckt er ängstlich und doch verlangend den Arm darnach weit aus; hat er es ergriffen, so verschlingt er es mit dem Heißhunger eines Raubthieres, und blinzelt dabey immer umher, ob nicht Jemand komme, und es ihm wieder nehme. Er gönnt sich kaum Zeit, gehörig zu kauen, sondern verschluckt so große Bissen, daß man sie die magere Kehle hinunter gleiten sehen kann.

Seine höchste Glückseligkeit ist das Tabackrauchen. Er

schlürft zu diesem Behufe das Mark aus dem ersten besten Knochen, stopft ihn dann mit Taback ganz voll, steckt den Knochen, so weit er kann ins Maul, zündet an dem außen stehenden Ende den Taback an, und schluckt nur den Dampf in vollen Zügen hinunter. Mit jedem Zuge kneift er die Augen ganz zusammen, um damit anzuzeigen, daß es für ihn nichts Angenehmeres mehr auf dem Erdboden gebe.

So häßlich die Männer sind, so scheußlich kann man auch die Weiber nennen. Sie zeichnen sich durch ganz kleine Augen aus, aus welchen eine gewisse Verschlagenheit hervorleuchtet. Die Mütter tragen ihre Kinder auf dem Rücken, und reichen ihnen unter der Achsel weg die Brust. Die Kinder sind in dem Grade unförmlich dick, als die Aeltern äußerst mager sind: aber noch als Säuglinge kriechen sie schon allein im Sande herum. Noch kein Jahr alt, gehen sie feck auf den Beinen. Etwas älter gehen sie auf Nahrung aus, graben sich Wurzel und Zwiebel, und verschlingen sie mit eben dem Heißhunger wie die Aeltern. Sie wachsen ohne alle Aufsicht wie das liebe Vieh heran, thun das, was sie Vater und Mutter thun sehen; essen, trinken, stehlen und schießen, was ihnen vorkommt, mit giftigen Pfeilen todt, und sterben am Ende aller Ende in ihrem Strauchneste wie ihre Vorältern.

Welcher großer Abstand zwischen dem wilden Buschmann und dem gesitteten Europäer! Danken wir es der göttlichen Vorsicht, daß sie uns von gesitteten Aeltern hat abstammen lassen; benützen wir aber das Beyspiel und den Unterricht unserer Aeltern und Lehrer, daß wir gesitteter werden!

---

---

## Die Perlen.

---

Die Perle wurde von jeher sehr hoch, oft höher als der Diamant geschätzt. Sie verdankt ihre Schönheit nur der Natur, da der Diamant hingegen sein Feuer und seinen Glanz durch die Kunst des Schleifers erhält.

Die mildere Weiße der Perle, ihr bescheidener Glanz, der sich nur dem näheren Auge zeigt, macht sie zum passenden Sinnbilde der Unschuld und Reinheit des Herzens, und man ertheilt dem anspruchslosen, bescheidenen Jüngling kein schöneres Lob, als wenn man ihn die Perle unter seines Gleichen nennt.

Wie der Diamant seinen Glanz erst durch die Hand des Schleifers erhält, so verliert die Perle sogar von ihrer natürlichen Schönheit durch das, was die Kunst mit ihr vornimmt, um sie auf eine Schnur zu reihen. Da die Kunst, Diamanten zu schleifen, den Alten unbekannt war, so war es natürlich, daß sie die Perle dem Diamant vorzogen. Plinius sagt in seiner Naturgeschichte: „Das Höchste aller Dinge an Werth ist die Perle“ und selbst den wildesten Völkern dient sie zu ihrem vorzüglichsten Schmuck. Wie sehr die Perlen zu Moses und Salomons Zeiten (vor 3500 und 2800 Jahren) geschätzt wurden, davon finden wir viele Beweise in dem ältesten der Bücher. „Die Weisheit ist höher zu achten, sie ist edler als Perlen!“ — „Ein tugendsames Weib ist edler als die köstlichsten Perlen,“ heißt es im Buche Hiob und in den Sprüchen Sa-

lomonos. Im neuen Testamente wird sogar das Himmelreich mit der Perle verglichen, und in der Offenbarung Johannis sind die Mauern des himmlischen Jerusalems nur von Edelsteinen, die Thore aber von Perlen.

Sonderbar ist es, daß die Perle ihren Namen in allen europäischen Sprachen von den alten Deutschen hat. Selbst der lateinische und griechische Name *Margarite* ist nach Plinius Zeugnisse fremden Ursprunges, und kommt von dem angelsächsischen Worte *Meregrot*, *Meergries* (*Meergries*, *Meersteinchen*), her; und das Wort *Perle* oder *Berle* ist nichts anders als das Deutsche: kleine Beere, von ihrer runden Form.

### Wie entstehen die Perlen?

Die Natur und der Ursprung der Perlen sind jetzt vollkommen bekannt. Die Materie, woraus sie bestehen, ist ganz einerley mit der, woraus die Schale der Muscheln, in welchen man sie findet, besteht, nämlich eine Kalkerde mit etwas wenigem thierischen Leim oder Schleim von dem Schalthiere, welches die Muschel bewohnt. Die Perlen lösen sich daher in Säuren auf, wogegen sie aber, so lange sie nicht beschädiget oder zerbrochen sind, durch den glänzenden opalfärbigen Schmelz, mit dem sie überzogen sind, geschützt werden.

Alle zweyschaligen Muscheln, deren Inneres perlenmutterartig ist, erzeugen Perlen auf eben die Art, wie das Thier die Schale um sich herum bildet. Vorzüglich aber entsteht sie in der sogenannten *Perlenmuschel*, deren Schale flach, kreisrund, voll Furchen, auswendig grau ist, und inwendig Perlenfarbe und Glanz hat. Man findet sie von der Größe von sechs Zoll im Durchmesser und ein bis zwey Zoll Dicke.



Die Thiere, welche diese Muschel bewohnen, enthalten einen Saft, welcher, wenn sie ihn von sich gegeben haben, sich versteinert, oder verkalkt. Sie sondern ihn mittelst ihrer Drüsen ab, und bilden aus demselben um sich herum die Schalen, ihr Haus, welches die Natur zu ihrer Sicherheit bestimmte; so wie die Raupe aus ihrem Saft ihr Grab spinnt, in welchem sie verborgen liegt, bis sie als herrlicher Schmetterling aus demselben hervorgeht.

Das Schalthier bildet die Schale, indem sie diesen Saft in unzähligen äußerst dünnen Lagen parallel um sich herum absondert; die Perle bildet es durch eben solche Lagen, die aber nicht parallel sind, sondern sich in engen Kreisen um einen Mittelpunkt herumziehen, so wie man einen Faden um eine kleine Kugel windet, daß daraus ein Knäuel werde. Dieser runde, kalkartige Auswuchs, die Perle, findet sich zuweilen im Thiere selbst, zuweilen getrennt von ihm an der inneren Schale.

Die Veranlassung dieses unnatürlichen Auswuchses ist wahrscheinlich irgend ein fremder Körper, z. B. ein Sandkorn, den das Thier mit einer Nahrung zu sich genommen hat, und den es nun, um ihm seine Rauigkeit, die ihm wehe thut, zu benehmen, mit jenem schleimigen Saft überzieht. Sobald dieser Saft verhärtet ist, so drückt er vom Neuen wieder auf das Thier, und ist ihm lästig, wodurch es abermals veranlaßt wird, ihn mit seinem schleimigen Saft zu überziehen, welches es so fort macht, so oft der fremde Körper auf ihn wirkt, daß es ihn immer vom Neuen überzieht.

So wächst durch Anlegung dieses Saftes die Perle unaufhörlich, und besteht, gleich einer Zwiebel, aus unzähligen feinen hohlen Lagen, die fest über einander liegen, und abwechselnd bald ein sehr schönes Wasser haben, bald

unrein sind. Diese Entstehungsart wird dadurch außer Zweifel gesetzt, daß man wirklich oft, wenn man die Perlen aufschneidet, in ihrer Mitte den fremden Körper findet, um den das Thier die Lagen, wie um einen Kern angelegt hat.

### Die Perlen werden durch den Stich eines Wurmes veranlaßt.

Eine andere Veranlassung der Perlen ist folgende: So wie in der Natur alles auf Kosten seiner Nebengeschöpfe lebt und zehrt, so gibt es auch im Grunde des Meeres oder in den Ritzen der Felsen Würmer, welche die Muschelschalen durchbohren, um sich vom Fleische des Schalthieres zu nähren. Das Schalthier verwahrt sich von seiner Seite gegen diesen Angriff; indem es jedes Loch mit einer Perle vermauert, die es aus dem steinartigen Saft bildet, mit welchem es die Natur zu seiner Erhaltung begabt hat.

Der berühmte Naturforscher Linné gerieth durch diesen Umstand auf eine Erfindung, die schon lange vorher gemacht war, und aus der die schwedische Regierung lange ein Geheimniß machte, um die Vortheile derselben allein zu genießen. Linné versuchte, die Muscheln anzubohren, um das Thier dadurch zu veranlassen, mehrere Perlen in der Schale zu bilden. Die Erfahrung hatte gezeigt, daß das Thier über jedes Loch eine Perle ansetzte; da aber diese Perlen an der Schale festzugen, so sind sie nicht rund, und haben daher im Handel keinen hinlänglichen Werth, um die darauf verwendete Mühe zu belohnen.

Oft findet man auch schöne runde Perlen los in der Schale liegen; diese sind wahrscheinlich solche, die sich im Thiere selbst bildeten, und von demselben, weil sie durch

ihre Größe beschwerlich waren, wie die Excremente ausgeworfen wurden.

Was man Perlenmutter nennt, ist die innere Schale der Muschel, welche die Farbe und den Glanz der Perlen hat.

### Schönheit und Werth der Perlen.

Die Schönheit der Perlen besteht in der Größe, der vollkommen runden Form, der natürlichen feinen Politur, der silberweißen Farbe, und einem Glanze, der ihnen das Ansehen der Durchsichtigkeit gibt. Solche vollkommene Perlen erzeugen sich nur im Thiere selbst; und gegen eine solche finden sich vielleicht tausend, die gleich Warzen an der inneren Schale hängen, und wegen ihrer unregelmäßigen Form keinen Werth haben. Diese ungestalteten Perlen wachsen oft in solcher Größe und Menge an, daß das Thier seine Schalen nicht mehr schließen kann, und daher ein Opfer seines eigenen Kunstfleißes wird.

Die Farbe der Perlen hängt nothwendig von dem Saft ab, aus dem sie gebildet sind: daher sind sie nach der Natur der verschiedenen Muscheln, vielleicht auch nach ihrem gesunden oder kranken Zustande, silberweiß, bräunlich, grünlich, gelb, roth, rauchfarbig, und sogar schwarz; die letzteren, obgleich weniger schön, werden ihrer Seltenheit wegen, gleich den Negern, theuer bezahlt. Die schwärzlichen ohne Glanz werden nicht geschätzt; doch findet man oft unter der ersten schwarzen Schale eine Perle vom schönsten Wasser. Die Einwohner von Hindostan schätzen die goldgelben am meisten.

Die großen und schönen Perlen heißen Zabperlen

(die Römer nannten sie unio); sie werden einzeln gewogen, und nach dem doppelten oder Quadratverhältnissen des Gewichtes bezahlt, so daß z. B. eine Perle von zwey oder drey Quentchen vier- oder neunmal mehr kostete, als von einem Quentchen.

Die Kleinen oder Lothperlen werden mit einander Loth- oder Pfundweise verkauft. Die größte in der Geschichte bekannte Perle ward von der Cleopatra, der Königin Aegyptens bey einem Gastmahle, welches sie dem römischen Triumvir Antonius gab, in Essig aufgelöset und auf dessen Gesundheit getrunken; Plinius schätzt sie auf eine Summe, die fast eine halbe Billion Dukaten ausmacht. Ein Neger hatte bey Panama eine Perle gefunden, der man den Namen La Peregrina beygelegt hat. Sie wurde Philipp II., König von Spanien, überreicht. Sie war oval, von der Größe eines Taubeneyes, und ward zu 80,000 Dukaten geschätzt. Laveruier sah im Jahr 1653 eine Perle, die der König von Persien für 200,000 Dukaten gekauft hatte. Der Papst Leo X. hat auch eine so große Summe für eine Perle bezahlt. In der k. k. Schatzkammer in Wien befindet sich eine Perle von der Größe einer Muskatennuß, welche auf 30,000 Dukaten geschätzt wird. Eine Schnur Perlen, welche sich eben dort befindet, wird 50,000 Dukaten Werth gehalten. Die Hausperlen der Kaiserin von Oesterreich sind von solcher Größe, daß 25 Stücke eine ganze Schnur ausfüllen, und haben einen Werth von 24,000 Dukaten. Ueberhaupt hat der hohe Adel des österreichischen Kaiserstaates ungemeine Schätze an großen und seltenen Perlen, welche als Familienschmuck sorgfältig erhalten werden, so daß man außer England nicht leicht einen Schmuck von so hohem Werthe bey den

Großen des Reichs antrifft. In der Moldau und andern Flüssen Böhmens findet man Muscheln, aus welchen Perlen gewonnen werden, und manche Familie der Großen in diesem Königreiche besitzt in ihrem Schmucke schöne und ächte böhmische Perlen.

Chemals hatte man den Perlen große Heilkräfte zuge-  
trauet, und man machte Perlen-Essenzen, Perlen-Tink-  
turen, die man zur Stärkung des Gehirns, des Ma-  
gens, der Leber und als Verwahrungsmittel gegen Schlag-  
fluß, Schwindsucht u. dgl. gab. Jetzt weiß man, daß  
die Perle keine andere medizinische Kraft besitzt, als die  
sie mit der Kreide gemein hat, und man gebraucht daher  
um die kostbare Perle zu ersparen, in den Apotheken im-  
mer Kreide zu diesem Zwecke.

---

## K ü n s t l i c h e P e r l e n .

---

Um den Perlenschmuck zu vervielfältigen, hat man ge-  
sucht, durch Nachhelfen oder Nachahmung der Natur  
Künstliche Perlen hervorzubringen. Diese kann man  
in ächte und unächte Perlen eintheilen, nämlich solche,  
die von den Muscheln selbst, wiewohl mit menschlicher  
Hülfe erzogen werden, und solche, die ohne Zuthun der  
Muscheln aus fremden Körpern zusammen gesetzt werden.

Zur ersteren Art gehört das oben beschriebene künst-  
liche Anbohren der Muscheln nach Linné's Methode, die

schon vor 1800 Jahre im rothen Meere bekannt war, und eine andere, die noch jetzt in China allgemein angewandt wird. Im Anfange des Sommers, wenn die Muscheln sich an die Oberfläche des Meeres begeben, und sich öffnen, werfen die Chinesen eine Schnur kleiner Kügelchen, die aus Perlenmutter gefertigt sind, in die Schalen. Nach einem Jahre findet man diese Kugeln sehr vergrößert, mit einer wahren Perlenhaut oder einem Schmelz überzogen, so daß sie den wahren Perlen vollkommen ähnlich sind.

Die vollkommenste Methode, unächte (falsche) Perlen zu verfertigen, ist von Jacquin in Paris gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts erfunden worden. Sie besteht in Folgendem: Eine gemeine Art kleiner Weißfische wird im Wasser abgeschuppt, worauf sich ein feines silberfarbiges Pulver vom schönsten Perlenglanz zu Boden setzt. Dann werden aus dünnen Röhren, die aus einem opalfarbigem Glase gefertigt sind, an der Lampe kleine hohle Kügelchen geblasen. In diese wird jenes Schuppenpulver, nachdem es mit aufgelöseter Hausenblase vermenget ist, mittelst einer feinen Glasröhre eingeblasen, und durch Hin- und Herschwenken gleichförmig vertheilt, bis es völlig getrocknet ist, und sich festgesetzt hat. Hierauf werden die Glaskugeln, um ihnen mehr Festigkeit zu geben, mit weißem Wachs angefüllt, der Kern durchbohrt, und dieses Loch mit einer papiernen Röhre ausgefüllt, damit die durchgezogene Schnur nicht anlebe. Zu einem Pfunde dieses Pulvers werden 20,000 Fische verbraucht. Vor 40 Jahren gab es unweit Chalons in Frankreich eine Fabrik, die täglich 10,000 solcher Perlen lieferte.

---

## Perlen-Fabrikation in Oesterreich.

---

Auch in Wien werden falsche Perlen gemacht. Die Fabrikation der unächten Perlen hat hier zu Land seit einigen Jahren eine Ausdehnung erhalten, die sie wohl schwerlich außer Frankreich und Italien in irgend einem Lande erreicht haben dürfte. Dermalen zählt man hier in Wien einen landesbefugten und sieben befugte Perlen-Fabrikanten, welche nicht nur im Inlande viele Geschäfte machen, sondern auch ihre Fabrikate häufig nach der Turkey, Rußland, Preußen, ins ganze deutsche Reich, ja selbst nach den Niederlanden und nach Holland versenden.

Die ersten, welche in Wien Perl-Fabriken errichteten, waren drey Franzosen, Notier, Waren und Boullan, die im Jahre 1787 hierher kamen. Sie erhielten bald nach ihrer Ankunft durch die liberale Sorgfalt der österreichischen Staatsverwaltung bedeutende Unterstützungen. In diesem Zeitpunkte, unter der Regierung des für das Emporkommen der Landes-Industrie weislich besorgten Kaiser Josephs II. entstanden sehr viele Fabriken in Wien und in den übrigen Ländern des Kaiserstaates; und die Unternehmer derselben erhielten allen Vorschub und alle Unterstützung von der Staatsverwaltung.

Die hiesigen Perlen-Fabrikanten haben sich Anfangs bloß des venetianischen Glases zu den Perlen bedient, welches in runden flachen Laiben hierher gebracht, und dann erst zu Röhren gezogen wurde.

Jetzt und seit einigen Jahren schon verwenden sie größtentheils böhmisches Glas, welches sie, schon in dünne Röhren geformt, von den Glashütten beziehen. Zu der kleineren Gattung Perlen werden diese Röhren von den Perlen-Fabrikanten selbst an dem Lampenfeuer dünner gezogen. Bey Anwendung des böhmischen Glases finden indessen die Arbeiter, daß es viel schwerflüssiger und selten so weiß ist, als das venetianische Glas.

Der Perlenblaser hat bey seiner Arbeit zwey gläserne Röhren in der Hand, deren Enden er am Lampenfeuer, welches mittelst eines Tretbalges verstärkt wird, erweicht, und durch Hineinblasen zu Perlen formt. Das Ausbrechen der Oeffnungen bey den feinen Sorten geschieht wechselweise mit den Röhren selbst, deren eine immer zu diesem Ende an die bereits geformte Perle angeschmolzen wird. Um die geblasene Perle von der Röhre zu trennen, bedient man sich eines eigenen Messers, welches la lime (die Feile) genannt wird, obschon es nichts Feilenartiges an sich hat, sondern vielmehr dem Abzieheisen, dessen sich die Tischler bedienen, beynahе vollkommen gleicht. Der innere Ueberzug der Glasperlen, nämlich die aus den Weißfischschuppen bereitete schillernde Materie, so wie das Wachs werden mittelst einer gekrümmten Röhre in die Perlen eingeblasen, und die gleichmäßige Vertheilung durch das Rollen auf einem mit Leisten versehenen Brete bewirkt. Es ist beynahе nicht glaublich, wie schnell alle diese Arbeiten vor sich gehen, und es ist nicht unge-



wöhnlich, daß ein geübter Glasbläser in einem Tage 2000 Perlen bläset.

Man unterscheidet im Handel dreyerley Gattungen unächter Perlen aus Glas: nämlich die Glas-, Wachs- und Kunst- oder Kompositionspieren. Erstere sind gewöhnlich von gefärbtem Glase, und die geblasene Perle erhält bloß an der inneren Fläche eine dünne Lage von einem leichtflüssigen Metalle ohne Schwefel, um hierdurch die Zurückwerfung der Lichtstrahlen; wie bey den Spiegeln zu bewirken, und sie zugleich dauerhafter, und vielleicht auch schwerer zu machen. Diese Sorte, zumal die rothen und blauen Perlen, fanden ehemals in dem Oriente starken Absatz. Dermalen ist aber hiernach wenig Nachfrage, und hier werden sie bloß von Kindern, oder auf dem Theater und bey Maskenbällen getragen.

Unter dem Namen Wachsperlen begreift man die, welche aus weißem Glase geblasen werden, inwendig aber einen Ueberzeug von der oben erwähnten schillernden Materie haben, und einen zweyten von reinem Glase erhalten.

Die dritte Gattung, nämlich die Kunst- oder Kompositionspieren ist jene, welche den ächt orientalischen Perlen am nächsten kommen, und wirklich ahmt man sie so täuschend nach, daß es selbst einem Kenner, ohne sie in die Hand zu nehmen, schwer fallen wird, sie von wahren Perlen zu unterscheiden. Diese Sorte ist der vorhergehenden vollkommen ähnlich, mit der Ausnahme nur, daß alle Arbeiten mit größerer Sorgfalt geschehen, und das Wachs, welches über der aus Fischschuppen gezogenen Materie zu liegen kommt, noch eine besondere Zubereitung erhält, welches bey den Wachsperlen nicht der Fall ist: und eigentlich den schönen Schiller, und somit diesem Fabrikate die größte Vollkommenheit gibt.

---

---

## Die Perlenfischeren.

---

Wahre Perlen findet man allerwärts wo es zweyschalige Muscheln gibt, selbst in Landseen und Bächen, also auch in Europa. In Böhmen in dem Flusse Matawa und in der Moldau, auch in Siebenbürgen, selbst in dem Kampff-Flusse in Oesterreich im B. O. N. B. gewinnt man Perlen von vorzüglicher Schönheit.

Die wichtigsten Perlenfischerenen sind im merikanischen Meerbusen und in Asien im persischen Meerbusen und in der Meerenge, welche die Insel Ceylon von Hindostan trennt. Die persischen Perlen von Ormus sind vielleicht die schönsten, aber die von Ceylon sind größer.

Die Perlenfischeren in Ceylon bey dem Dorfe Ma-naar ist die beträchtlichste in der ganzen Welt. Sie ist ein Eigenthum der Regierung, welche sie verpachtet, und den Pächtern die Anzahl der Boote bestimmt, mit denen sie auf den Perlenfang ausgehen dürfen. Die Fischeren in Ceylon fängt mit Anfang Februar an, und dauert bis in den April, da die Winde diesem Gewerbe ein Ende machen. Von dieser ausgemessenen Zeit geht ungefähr die Hälfte wegen Stürme, welche sie auszulaufen verhindern, und durch Feyerstage verloren, so daß gewöhnlich im ganzen Jahre nur 50 Tage dort gefischt wird.

Auch darf man an derselben Bank nicht länger als

drey Jahre nach einander fischen; alsdann muß man sie einige Jahre ruhen lassen, bis die Muscheln wieder zu ihrer gehörigen Größe herangewachsen sind. Um zehn Uhr Abends, nachdem durch eine Kanone das Signal gegeben ist, segeln dort die Boote von der Küste ab, und erreichen gegen Morgen die Muschelbank. Mit Sonnenaufgang fängt die Fischerey an, und wird bis Mittag, da sich der Wind aus der See erhebt, auf folgende Art verrichtet:

Jedes Boot führt 21 Menschen, nämlich 10 Taucher, 10 Ruderer und einen Steuermann. Am Boote sind zwey Stricke befestiget, wo einer das Netz, der andere vermittelst eines haarenen Seiles einen etwa 30 Pfund schweren Stein hält. Der Taucher faßt das Netz und das Seil, woran der Stein befestiget ist (um desto schneller zu sinken), mit den Zehen seiner beyden Füße, ergreift mit einer Hand beide Stricke, hält mit der andern die Nasenlöcher zu, und stürzt sich so in das Wasser. Sobald er den Boden erreicht, läßt er die Stricke los, hängt sich das Netz um den Hals, und füllt es mit so vielen Muscheln an, als in der Zeit möglich ist, die er, ohne Athem zu holen, unter dem Wasser zubringen kann, welches gewöhnlich zwey Minuten ist. Die Taucher sind selten, welche sieben Minuten unter dem Wasser aushalten können. Keiner ist aber im Stande, länger unter dem Wasser zu bleiben. Wenn der Athem ihm ausgeht, so ergreift er den Strick wieder, zieht daran, um seinen Gefährten im Boote Nachricht zu geben, die ihn sogleich und schnell heraufziehen.

Diese kurze Wasserreise, und die dabey ausgestandene Angst greift den Taucher so an, daß er, sobald er das Boot erreicht, eine Menge Wasser, und wohl auch Blut von sich gibt, ohnmächtig niedersinkt, und in einen tod-

tenähnlichen Schlaf verfällt. Dieses hält aber die Andern nicht ab, sich auf gleiche Weise in das Meer zu versenken, und gewöhnlich machen fünf zugleich die Reise.

Jeder Taucher bringt etwa 100 Muscheln mit, und kann, wenn er Kräfte dazu hat, die Reise täglich vierzig- bis fünfzigmal machen, so daß jedes Boot täglich bey 40,000 Muscheln einbringt. Die größte Gefahr, der sich der Taucher aussetzt, ist, von einem Hayfische verschlungen zu werden. Dies ist auch ihre einzige Furcht. Um dieses abzuwenden, sind eigene Beter und Beschwörer am Gestade, welche eigends von der Regierung unterhalten werden, und während der Fischerey unaufhörlich Gebete und Beschwörungsformeln hersagen, wodurch sie nach ihren Religionsbegriffen meinen, die Gefahr abzuwenden. Doch die Taucher haben eine so große Gewandtheit und Behendigkeit, dem Raubfische auszuweichen, daß selten ein Unglück wiederfährt.

Während der ganzen Zeit der Perlenfischerey ist auf der Küste, welche die übrigen zehn Monate des Jahrs ganz unbewohnt ist, ein Gewühl und eine Thätigkeit, die eine der sonderbarsten Scenen gibt. Man findet da ein buntes Gemisch mehrerer tausend Menschen von allen Nationen, Farben und Religionen, eine Menge Zelte und Hütten, vor denen Waaren und Lebensmittel ausgekrant sind. Da erwartet der Eigenthümer mit seltener Begierde zwischen Furcht und Hoffnung sein Boot, und findet er sich in der Erwartung eines ergiebigen Fanges getäuscht, so sind schon Bramanen (heidnische Priester) bereit, ihm durch vielversprechende Weissagungen die glänzendste Hoffnung einer reichen Beute bey der nächsten Fahrt vorzuspiegeln. Da treiben Kaufleute, Mäcker, Juweliere, Marktender, heidnische Mönche, (Fakire), Bett-

ler ihr Wesen. Jeder will von der Perlenfischerey einigen Nutzen ziehen. Einige sondern die Perlen nach ihrer Größe ab, sie haben zu dem Ende kupferne Platten mit Löchern von verschiedener Größe. Alle Perlen, die in das nämliche Loch passen, werden zusammengelegt; andere wiegen sie, um sie auf der Stelle zu verkaufen; noch andere bohren sie. Dieses Letztere geschieht nicht bey den birnförmigen Perlen, die mehrentheils als Ohrgehänge gefaßt werden, auch nicht bey den ganz kleinen, die zu Stickeren gebraucht werden, sondern nur bey denjenigen, die wegen ihrer Größe und runden Form würdig sind, auf Schnüre gereihet zu werden, um zu Hals- oder Armbändern zu dienen. Während des Bohrens werden die Perlen auf einem Tisch in Löcher gedrückt, und zugleich beständig angefeuchtet. Es gehört keine kleine Geschicklichkeit dazu, diese kleine Kugel genau durch ihre Mitte zu bohren.

Ehe die Muscheln geöffnet werden, müssen sie im Schatten liegen, bis das Thier stirbt, welches etwa 24 Stunden erfordert.

Die Perlen werden entweder in verschlossenen Muscheln, wie die Rahe im Sack, verkauft, oder der Eigenthümer öffnet die Muscheln selbst, um zu sehen, wie reich sein Fang war. Bettler kaufen oft um etwas Geringes verschlossene Muscheln, und es ist schon oft geschehen, daß sie durch einen solchen Kauf plötzlich reich wurden. Vor einigen Jahren kaufte ein armer Tagelöhner in Ceylon eine Muschel für beyläufig drey Kreuzer unsers Geldes, und fand darin die größte Perle, die in diesem ganzen Jahr gefunden ward.

Selbst die Gruben, in denen die Muscheln geöffnet und ihrer Perlen beraubt werden, verkauft man nachher,

weil sich aller Sorgfalt ungeachtet, doch manche Perle im Sande versteckt. Es gibt Muscheln, die an 2000 Perlen enthalten; andere enthalten nur eine, oder gar keine. Perlen von der Größe einer Pistolenkugel sind in Ceylon nichts Ungewöhnliches.

---

## Der Grünspecht.

---

Der Grünspecht, ein bey uns sehr bekannter Vogel von der Größe einer Taube ist durch seine Kunstfertigkeit, sich Nahrung zu verschaffen, sehr merkwürdig. Er hat einen geraden an der Spitze keilförmigen Schnabel, kurze Kletterfüße und eine sehr lange, spizige und vorn mit kleinen Borsten besetzte Zunge. Vermittelt dieser Einrichtung des Körpers und von seinen mit fischbeinartigen Federschäften versehenen Schwänze unterstützt, kann er sehr behende an den Baumstämmen herum klettern, und die unter der Rinde verborgenen Würmer, Wanzen und Ameisen zu seiner Nahrung auffuchen.

Wie er den Baum hinauf klettert, untersucht er durch starke Stöße mit dem Schnabel längs den Aesten und Stämmen hin, ob es etwa angefaulte und hohle Stellen gebe. Nach einigen Hieben mit dem Schnabel sieht er jedesmal auf die entgegen gesetzte Seite des Baumes, ob Insekten hervorgekommen sind. Klingt es irgendwo hohl, so verweilt er da, und zerhackt mit dem Schnabel Rinde und Holz. Hierauf steckt er denselben in das ge-

machte Loch, und pfeift in den hohlen Baum hinein, um die ruhenden Insekten in Bewegung zu setzen. Alsdann streckt er die Zunge aus, und fangt vermittelst der Borsten und der klebrigen Materie, womit sie bedeckt ist, alle kleinen Thiere weg. Ameisen sind seine Lieblings Speise, wobey man ihn leicht berücken kann. Er nistet in Baumlöchern, und legt drey bis vier Eyer ohne alle Unterlage hinein, die also bloß auf vermodertem Holze liegen.

---

## Vertrauen auf Gott.

---

Stub's Vater war im Meeressturme mit dem Schiffe, auf welchem er als Matrose diente, von den Wellen verschlungen worden. Seine Mutter starb bald darauf an der Brechrubr. Der Sohn war damals eilf Jahre alt. Er konnte sich über den Verlust seiner Aeltern nicht trösten; er hatte keine Verwandte im Orte, und war so arm, daß er weder Nahrung noch ein Plätzchen hatte, wo er die Nacht zubringen konnte. In dieser erbarmenswürdigen Lage, wo er von aller Welt verlassen zu seyn schien, ging er mit gesenktem Haupte an das Ufer des Meeres, Ausern zu suchen, um den drückendsten Hunger zu stillen. Er überblickte das weite Meer, in welchem sich die Strahlen der Sonne spiegelten. Da erhob sich sein Herz zu dem allmächtigen Schöpfer und Erhalter. „Gott und Vater“ sprach er, „der du die Sonne, das Meer und alles, was ist, erschaffen hast, und alles, was sich in dem Meere und in der Luft regt und bewegt, nährest und erhaltest, erbarme

dich eines armen, verlassenen Waisen! Auf dich hoffe und vertraue ich, daß du mich nicht vor Hunger und Elend wirst verschmachten lassen.“

Da er mit diesen vertrauensvollen Gedanken nach Aulstern suchte, wurde er eines im Meere schwimmenden Fäßchens gewahr, welches die Fluthen immer mehr an das Ufer spühlten. Er brachte dasselbe ans Land, und sah mit Erstaunen, daß der Name seines Vaters auf dem Boden des Fäßchens geschrieben stand. Es war so schwer, daß er es kaum fortwälzen konnte. Er brachte es zur Obrigkeit. Hier wurde es geöffnet. Es fand sich nur Gold, Silber und kostbare Zeuge in demselben. Eine Schrift lag dabey, aus welcher zu entnehmen war, daß der Vater des Knaben einen Bruder in Ostindien, von dem er seit seiner Jugend nichts mehr gehört hatte, aufgefunden, der überaus reich geworden war, und dieser ihm einen Theil seines Reichthums, der in dem aufgefangenen Fäßchen enthalten war, geschenkt hatte. Das Schiff, auf welchem Stubs Vater mit dem Fäßchen nach Europa zurückkehrte, war im Sturme mit aller Mannschaft zu Grunde gegangen und das Fäßchen unbeschädigt ans Land getrieben worden.

Alles, was im Fäßchen sich befand, wurde dem Knaben als rechtmäßiges Erbgut seines Vaters zuerkannt, so daß er auf einmal reich geworden war. So wurde Stubs kindliches Vertrauen auf Gottes Allmacht und Güte belohnt.

---



---

# I n h a l t.

---

	Seite
Der bestrafte Undank . . . . .	5
Brasilien . . . . .	18
Das Schießpulver . . . . .	25
Die Spinnen als Wetterpropheten . . . . .	30
Bleystift . . . . .	37
Die beyden Reisenden . . . . .	42
Spanien . . . . .	47
Der Druck der Luft. Kunststück mit einem Glas Wasser	56
Die Kröten . . . . .	63
Siegellack . . . . .	72
Der Geburtstag . . . . .	78
Aegypten . . . . .	82
Etwas vom Schwerpunkte. Kleine Kunststücke. . . . .	95
Der Laubfrosch . . . . .	99
Papier . . . . .	102

Die Menschenretter . . . . .	108
Kosaken . . . . .	112
Der schwere Truthahn . . . . .	118
Seltene Freundschaft einer Gans zu einem Kettenhunde	124
Bier . . . . .	126
Der gebesserte Räuber . . . . .	131
Die Buschmänner . . . . .	135
Die Perlen . . . . .	141
Künstliche Perlen . . . . .	147
Perlen-Fabrikation in Oesterreich . . . . .	149
Perlenfischerey . . . . .	152
Der Grünspecht . . . . .	156
Vertrauen auf Gott . . . . .	157

---

















